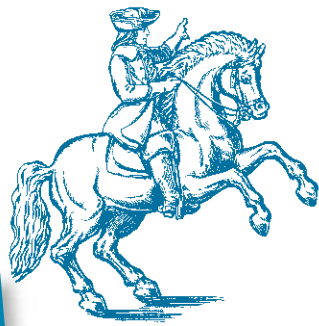


Die Tagespost



TÄGLICH AKTUELL AUF
www.die-tagespost.de

11. April 2024, Würzburg, Jahrgang 77, Nr. 15 – 4,40 Euro

Das erkämpfte Ritual

DE EXORCISMIS
ET SUPPLICATIONIBUS
QUIBUSDAM

Mehr als ein Hollywoodspektakel:
Seit Jahren wächst die Nachfrage
nach Exorzisten s. 2/3/9

Foto: KNA

Anzeige

Glaube verbindet



LIGA Bank – Dienstleister für die Kirche

Ihr kompetenter Partner bei Finanzierungsfragen, Vermögensanlagen, Versicherungen, Altersvorsorge und Online Banking. Wir sind immer für Sie da. Ihre Werte sind auch unsere Werte.

Sprechen Sie mit uns.

LIGA Bank eG • www.ligabank.de

LIGA BANK
Dienstleister für die Kirche
- seit 1917 -

KRIEGE & KRISEN

Wozu China
Europa braucht

S. 7



Foto: IMAGO/KyodoNews

Mehr Gewalt in Deutschland

Die Polizeistatistik weist steigende Kriminalität aus. Schuld sind laut BKA Corona-Maßnahmen, Inflation und Migration **VON JAKOB RANKE**

Deutschland ist im vergangenen Jahr unsicherer geworden. Das ist der Hauptbefund der polizeilichen Kriminalstatistik für das Jahr 2023, die die Bundesinnenministerin Nancy Faeser (SPD) am Dienstag in der Bundespressekonferenz vorstellte. Mit über 5,9 Millionen Straftaten (5,5 Prozent mehr als im Vorjahr) gab es im vergangenen Jahr so viele wie seit 2016 nicht mehr. Gewaltkriminalität wie schwere Körperverletzung, Raub, Vergewaltigung oder Mord nahm überproportional um 8,6 Prozent zu. Dabei liegen sowohl der Anteil der Kinder und Jugendlichen unter den Tatverdächtigen bei langjährigen Höchstständen, als auch der Anteil der nichtdeutschen Tatverdächtigen, der ohne Berücksichtigung ausländerrechtlicher Verstöße wie illegale Einreise bei 34,4 Prozent liegt (plus 13,5 Prozent). Der Anteil der Bevölkerung ohne deutsche Staatsangehörigkeit beträgt nach aktuellen Zahlen des statistischen Bundesamts etwa 16 Prozent.

Warum der Anstieg? Die Analyse des Bundeskriminalamtes (BKA) nennt drei Gründe: erstens eine seit der Corona-Pandemie wieder erhöhte Mobilität, die zu mehr Taten Gelegenheit gebe. Zweitens habe in den vergangenen beiden Jahren die Inflation die Bevölkerung belastet; und insbesondere Kinder und Jugendliche hätten mit „erhöhten psychischen Belastungen als Folge der Corona-Maßnahmen zu kämpfen“. Drittens sei die hohe Zuwanderung Grund für den steigenden Anteil nichtdeutscher Tatverdächtiger. Es sei „davon auszugehen, dass viele Schutzsuchende mehrere Risikofaktoren für verschiedene Deliktbereiche aufweisen“ – darunter wirtschaftliche Unsicherheit und Gewalterfahrungen. Bei der Gewaltkriminalität sei aber weniger die „Nettomigration“ als die „Migrationsdynamik“, sprich, die gegenwärtig hohe Zahl der Neuankömmlinge, Grund für den Anstieg der Delikte.

In der politischen Bewertung der Zahlen abseits der analytischen Vorarbeit des BKA zeigten sich am Dienstag die feinen Unterschiede zwischen

Regierung und Opposition noch während der Konferenz. Obwohl mit der Vorstellung der Zahlen eigentlich bereits beantwortet, wollte ein Journalist der Bild-Zeitung von Faeser nochmal die Bestätigung: „Hat die Migration Deutschland unsicherer gemacht?“

Die Innenministerin, die in ihrem Eingangsstatement mehrfach „null Toleranz“ angekündigt, und versprochen hatte, über die Ausländerkriminalität „ohne Scheu und ohne Ressentiments“ zu sprechen, bestätigte zunächst den Zusammenhang – biss sich allerdings auf die Lippe, als der Journalist nachfragte, ob ihre Antwort also „Ja“ laute. Einspringen musste BKA-Chef Holger Münch, der ausführte, dass dies so sei, was aber nicht an einer grundsätzlichen Gewaltneigung von Ausländern, sondern an den genannten Risikofaktoren liege. Wenn Integration gelinge, müsse sie nicht zu einem Mehr an Kriminalität führen – aber die „Belastungsgrenzen“ seien auf jeden Fall da.

Auch Michael Stübgen (CDU), der als Vertreter der Innenminister der Länder teilnahm, sah die offensichtliche Lösung des Problems in der Reduktion des Zuzugs. Man befinde sich nach Jahren sehr starker Migration am „Integrationslimit“, das müsse endlich auch in der Bundespolitik anerkannt werden. Ohne „spürbare Verringerung“ des Zuzugs werde es nicht gehen. In der Tat schien sich Faeser, die eher indigniert darauf hinwies, dass die Asylzahlen aufgrund der Grenzkontrollen im laufenden Jahr bereits 20 Prozent niedriger als im Vorjahr lägen, nach wie vor auf der von Bundeskanzler Scholz vertretenen Linie zu bewegen: Man müsse eben konsequenter abschieben, vor allem Straftäter. „Wer sich nicht an die Regeln hält, muss gehen“, versicherte Faeser. Wobei wiederum BKA-Chef Münch präzisierte, dass es sich bei dieser Ankündigung lediglich um ein „Konzept“ handle, bei Intensivtätern „die Prüfung der aufenthaltsbeendenden Maßnahmen“ zu priorisieren – falls dem keine „tatsächlichen Abschiebehindernisse“ entgegenstünden.

KOMMENTAR

Putins Eisberg

VON STEPHAN BAIER

Spätestens seit der Titanic wissen wir: Sichtbar ist nur die Spitze des Eisbergs. Breiter ist dessen unter dem Meeresspiegel liegender Teil. Mit freiem Auge sichtbar sind ehemalige Spitzenpolitiker, die von staatlichen oder staatsnahen russischen Unternehmen üppige Gagen beziehen und dann auffallend viel Verständnis für Wladimir Putins Sicht auf uns und den Rest der Welt haben.

Nicht alle stellen das so ungeniert zur Schau wie der nunmehr 80-jährige Ex-Bundeskanzler Gerhard Schröder, nicht alle leben das mit so viel Selbstmitleid aus wie die frühere Außenministerin Österreichs, Karin Kneissl. Seltener sichtbar sind die aktiven Politiker, deren hohes Verständnis für den Kreml mit ebensolchen Kontoständen korrespondiert. Wenn – wie nun im Zusammenhang mit der prorussischen Plattform „Voice of Europe“ – ein solcher Verdacht auftaucht, dann sollte dem jedenfalls auf den Grund gegangen werden.

Es ist für den Wähler gewiss relevant, ob ein Politiker oder eine Partei in Europa Russlands völkerrechtswidrigen Vernichtungskrieg gegen die Ukraine aus reiner Überzeugung verharmlost und verteidigt – oder weil der Rubel üppig rollt. Wie zu Sowjetzeiten, so kann auch zu Putinszeiten eine westliche Demokratie ihre Volksvertreter links- wie rechtsaußen ja nicht zum Patriotismus verpflichten. Dennoch dürfen die Wähler wohl wissen, ob manche ihrer gewählten Vertreter trotz ihres aus Steuergeldern bestrittenen Lebensstils ein aggressives und zumindest autoritäres Herrschaftssystem einfach klasse finden, oder ob der Steuerzahler nur den kleineren Teil des Lebensunterhalts dieses oder jenes Gewählten bestreitet. Ebenfalls aus Sowjetzeiten wissen wir, dass nicht jeder Landesvertreter aus schnöder Geld- und Raffgier handelt. Immer wieder gab und gibt es echte Überzeugungstäter, glühende Ideologen und auch pure Wichtigtuere, denen das Doppelagieren irgendwie aufs Programm geschneidert scheint.

Und dann arbeitet Putins FSB (wie der KGB sich heute nennt) natürlich seit jeher auch mit dem „Kompromat“, also mit der schlichten Erpressbarkeit der Allzumenschlichen.

NEUE QUERFRONT? Warum Islamisten mit Linksextremen zusammenarbeiten S. 5



Als Hollywood mit dem Teufel rang

Seitdem die akademische Theologie nichts mehr vom personalen Bösen wissen will, setzen Filmemacher das Wirken der Dämonen in Szene

VON REGINA EINIG
UND JOSÉ GARCÍA

Vor 50 Jahren löste der Hollywoodfilm „Der Exorzist“ von William Friedkin ein mediales Erdbeben aus. Reihenweise erlitten Zuschauer Herzattacken und Panikzustände. Andere übergaben sich während der Vorstellung oder verließen fluchtartig den Kinosaal. Der New York Times zufolge erlitt eine Kinobesucherin sogar eine Fehlgeburt. In Los Angeles bestand die Stadtverwaltung auf freie Zufahrten für Krankenwagen vor den Kinos. Auf das Grauen folgte die Anerkennung der Cineasten. Im April 1974 erhielt „Der Exorzist“, eine Verfilmung des gleichnamigen Romans des Jesuitenschülers William Peter Blatty, zwei Oscars. Dass ein Horrorfilm als künstlerisch wertvoll betrachtet wurde, war etwas Neues. Mehrere katholische Geistliche hatten vor und hinter der Kamera bei der Friedkin-Produktion mitgewirkt. Wenige Monate später, im September 1974, lief der Film in den deutschen Kinos an.

Während die auf gesellschaftliche Anschlussfähigkeit bedachte akademische Theologie nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil den Teufel aus Lehre und Verkündigung verbannte, sprang das Kino mit apologetischer Vehemenz für die verstummten Lehrstuhlinhaber ein und löste landesweite Debatten über die Existenz des Bösen und den Einfluss dämonischer Mächte aus.

Der außerordentliche kommerzielle Erfolg des Films paarte sich mit einer Flut von Anfragen an die Lehre und Verkündigung der christlichen Kirchen. Reverend Christopher Neil Smith, Exorzist der anglikanischen Kirche von England, berichtete dem „Spiegel“ kurz nach der Premiere des „Exorzisten“, seit der Film in London gezeigt werde, „kommen wöchentlich 50 Leute zu mir, die besessen sind“.

Inwieweit es sich um Phänomene echter dämonischer Besessenheit handelte oder um psychopathologische Reaktionen, ließ sich in diesem Fall nicht klären. Der geistliche Berater des Regisseurs, der Jesuit John Nicola, der in Rom über das Thema Exorzismus promoviert hatte, äußerte sich im Rückblick reserviert gegenüber dem Welterfolg des Films. Aus seiner Sicht bestand die Gefahr der Hysterie. Die Wirkung des Films verglich der Ordensmann mit „mittelalterlichen Veitstänzen“.

In Kirchenkreisen mauserte sich das Kinoerlebnis bald zum wohligh-grausigen Adrenalinkick. Die Plattform „Jesuit Post“ lieferte zum 40. Jahrestag unter der Überschrift „Holy Horror“ eine süffisante Beschreibung einer Filmvorführung des „Exorzisten“. Als Halloweenvergnügen einer Jesuitenkomunität schien der Film exzellent geeignet. Erwachsene Männer verlangten Weihwasser, konstatierte der Autor verblüfft und bemerkte, dass der Geistliche im Film drehbuchgemäß auf traditionelle Gebete der Kirche zurückgreift. Gänzlich ironiefrei berichtet hingegen die Schauspielerin Ellen Burstyn, die im Film die Mutter des besessenen Mädchens spielt, in der 1998 entstandenen Fernsehdokumentation „Gottesfurcht“, in der die Entstehungsgeschichte des „Exorzisten“ dargestellt wird, wie tief die Erschütterung am Set gewesen sei, als in kurzer Zeit mehrere Mitarbeiter der Crew starben.

Ungeachtet aller klerikalen Süffisanz wird „Der Exorzist“ bis heute als Meilenstein des Horrorfilms gefeiert, der dämonische Besessenheit auf beeindruckende Weise darstellt, von Schweben und Sprechen in unbekannt Sprachen bis hin zur brutalen Gewalt. Der Erfolg des Films wurde durch den historischen Kontext verstärkt, geprägt von Schockereignissen wie dem Vietnamkrieg und dem Aufkommen von Serienmördern in den Vereinigten Staaten wie der „Mason-Family“ sowie der „Kirche Satans“. Das berühmte Predigtwort Papst

Pauls VI. von 1972, dass „der Rauch des Satans in den Tempel Gottes eingedrungen“ sei, trug ebenfalls dazu bei.

Der Teufel und das Wirken der Dämonen sollten Regisseure in den USA und anderswo auch in den folgenden Jahrzehnten weiter beschäftigen.

Der sogenannte „Fall Klingenberg“, der Ende der siebziger Jahre für Schlagzeilen sorgte, wurde 2005 in zwei Spielfilmen fikionalisiert. Aufhänger für das Drehbuch war der im Auftrag des Würzburger Bischofs Josef Stangl durchgeführte Exorzismus an der 1976 verstorbenen fränkischen Studentin Anneliese Michel. Aufgrund unterschiedlicher Einstellungen kamen die Filmemacher zu abweichenden Ergebnissen. In „Requiem“ bedient sich der deutsche Regisseur Hans Christian Schmid einer linearen Erzählweise, um den Fall darzustellen. Vertritt Schmid die Meinung, „dass ein Exorzismus kein geeignetes Mittel ist, um jemandem, der psychisch krank ist, zu helfen“, so überlässt es der amerikanische Spielfilm „Der Exorzismus der Emily Rose“ dem Zuschauer, eigene Schlüsse zu ziehen. Im Gegensatz zum Priester in „Requiem“ wird der Geistliche in „Der Exorzismus der Emily Rose“ als normaler, auf dem Boden der Realität stehender Mensch gezeichnet.

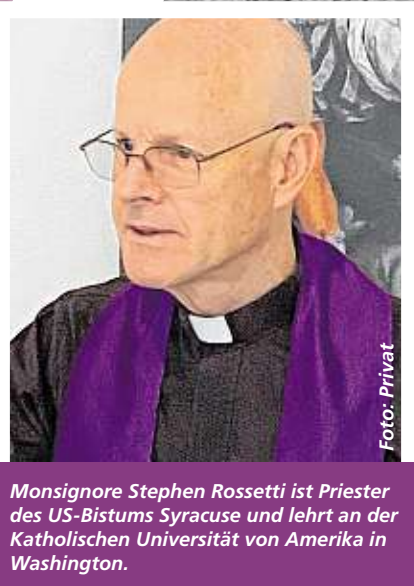
Im Jahr 2011 spielte kein Geringerer als Anthony Hopkins einen eindeutig an den bekanntesten Exorzisten Pater Gabriele Amorth (1925–2016) angelehnten, erfahrenen Exorzisten im Spielfilm „The Rite – Das Ritual“. Dieser Film basierte auf dem Reportagebuch „The making of a modern exorcist“ („Die Schule der Exorzisten“), in das die Erfahrungen des 50-jährigen kalifornischen Priesters Gary Thomas während eines neunmonatigen Exorzisten-Kurses an der römischen „Regina Apostolorum“-Universität Eingang fanden. Trotz einiger Horrorfilm-Elemente nimmt der Spielfilm sein Sujet im Sinne der katholischen Kirche ernst.

Auf den Schriften von Pater Amorth basiert teilweise das Drehbuch des Spielfilmes, der sich zuletzt mit dem Thema „Exorzismus“ auseinandergesetzt hat: „The Pope's Exorcist“ („Der Exorzist des Papstes“, 2023). Zwar bietet der Film – offenkundig dort, wo Amorths Schriften Pate standen – interessante Einblicke, beispielsweise wenn der Exorzist auf die Bedeutung des Gebets, der Anrufung der Gottesmutter und der Beichte hinweist. Insgesamt aber fallen die visuellen Effekte, die Kameraführung, die Filmmusik einschließlich Tonschnitt in die Kategorie „Horrorfilm“. Die Internationale Vereinigung der Exorzisten merkte dazu kritisch an: „Die Art und Weise, Don Amorths Erfahrung als Exorzist zu schildern, widerspricht nicht nur der historischen Realität, sondern verzerrt und verfälscht auch das, was während des Exorzismus von wirklich besessenen Menschen wirklich gelebt und erlebt wird.“

Was Hilfesuchenden nördlich der Alpen bevorstehen kann, vermittelt eindrucksvoll die Homepage der Deutschen Bischofskonferenz. Wer auf www.dbk.de nach dem Schlagwort „Exorzist“ sucht, erhält die Antwort „Keine Ergebnisse gefunden“.

„Wir erleben die Macht Christi“

Ein Gespräch mit dem Exorzisten und Leiter des Michaels-Zentrums für geistliche Erneuerung im Erzbistum Washington, Monsignore Stephen J. Rossetti, über den Befreiungsdienst in der Kirche VON REGINA EINIG



Monsignore Stephen Rossetti ist Priester des US-Bistums Syracuse und lehrt an der Katholischen Universität von Amerika in Washington.

Monsignore Rossetti, auch Getaufte leiden unter Dämonen. Wie kann der Teufel sie angreifen? Durch welche Türen verschafft er sich trotz der Taufgnade Zutritt in ihr Leben?

Durch die Taufe wird die Erbsünde getilgt. Wir werden aus dem Griff Satans befreit und gehören nun Jesus Christus an. Aber die Taufe löscht nicht alle Auswirkungen des Bösen in unserer Welt und in unserem Leben aus. Wir werden immer noch versucht, werden immer noch krank und sterben. Darüber hinaus leiden einige unter den außerordentlichen Nachstellungen des Bösen durch dämonische Besessenheit, Unterdrückung und Belästigung. Einige leiden aufgrund eigener Sünden, wie beispielsweise der Beschäftigung mit Wahrsagerei und okkulten Praktiken wie Tarotkarten, Ouija-Brettern, dem Aussprechen von Zaubersprüchen und Verwünschungen sowie dem Befragen von Medien und Ähnlichem. Andere leiden unter schweren Sünden oder unter dem Bösen, das ihnen von anderen angetan wird. Dieses Leben ist also ein geistlicher Kampf, den Gott zu unserer Heiligung und zur Förderung des Reiches Gottes zulässt.

Warum ist die Autorität des Priesters so bedeutsam, um Dämonen auszutreiben?

Wir alle, die wir getauft sind, haben eine gewisse geistliche Macht, Dämonen auszutreiben, insbesondere aus unserem eigenen Leben. Die Kirche hat jedoch eine besondere Vollmacht, die ihr unmittelbar von Jesus übertragen wurde, um Dämonen auszutreiben. Der Priester bringt als Repräsentant der Kirche diese Vollmacht mit und hat den Auftrag, Dämonen auszutreiben. Das sieht man bei Exorzismen. Es heißt dort: „Ich berufe mich auf die Autorität der Kirche, ich berufe mich auf die Schlüssel des heiligen Petrus, und ich befehle den Dämonen, zu gehen.“ Auch wenn die Dämonen nicht sofort verschwinden, ist es doch klar, dass sie die Autorität der Kirche anerkennen und gehorchen müssen, weil sie Jesus gehorchen müssen.

Sie erwähnen in Ihrem Buch Zorn und Wut als Türöffner für den Teufel. Diese Gefühle dürften aber niemandem ein Leben lang erspart bleiben. Wie würden Sie zwischen alltäglichen Reaktionen und satanischen Einflüssen unterscheiden?

Die Wut, von der ich spreche, ist die innere Rage, das Aburteilen und der Zorn, die sich gegen andere richten. Natürlich gibt es Ungerechtigkeiten im Leben, die uns in Wut versetzen sollten. Aber hier geht es um eine andere Art von Zorn. Ich

spreche von der Rage und dem Zorn der Dämonen, die danach trachten, andere herabzusetzen, zu verurteilen und zu zerstören. Wenn wir innerlich unversöhnlich sind und Zorn hegen, sind wir den Dämonen selbst sehr ähnlich geworden.

Sie sind auch ausgebildeter Psychologe. Wie unterscheiden Sie zwischen psychischen Erkrankungen und Besessenheit?

Dazu habe ich auf meiner Website www.catholicexorcism.org unter „Pray With Me“ einige Videos gepostet. Als Psychologe bin ich mit den typischen Symptomen und Erscheinungsbildern psychischer Erkrankungen vertraut, die sich in der Regel von dämonischen Symptomen unterscheiden. Manchmal ist es schwierig zu erkennen, aber mit etwas Unterscheidungsvermögen kommt die Wahrheit schließlich ans Licht. Wenn zum Beispiel die Symptome durch Befreiungsgebete verschwinden, ist es sehr wahrscheinlich, dass die Ursache dämonisch war. Wenn das Gebet jedoch keine Wirkung zeigt, suchen wir nach der psychologischen oder medizinischen Ursache. Es gibt auch noch andere Faktoren zur Unterscheidung. Aber wenn jemand wirklich an einer Psychose – schwerem Autismus, einer bipolaren Störung, einer Borderline-Persönlichkeitsstörung oder einer multiplen Persönlichkeitsstörung – leidet, dann ist es sehr wahrscheinlich, dass deren Symptome nicht dämonisch sind, auch wenn die Person das vielleicht glaubt.

Priester befassen sich in ihrer Ausbildung mit Psychologie, nicht aber mit dem Phänomen Exorzismus. Wie bewerten Sie das?

Auf der ganzen Welt gibt es in der Priesterausbildung ein großes Problem in Bezug auf das Phänomen der Befreiungsgebete und Exorzismen. Typischerweise werden Priester in der Ausbildung nicht für diesen Befreiungsdienst ausgebildet. Wenn sie geweiht werden, kommen Menschen zu ihnen und bitten um Hilfe bei etwas, das sie für dämonisch halten. Junge Priester haben in der Regel weder das Handwerkszeug, um die Ursachen zu erkennen, noch seelsorgerische Erfahrung im Umgang damit. Der Heilige Stuhl hat weltweit alle Diözesen aufgefordert, einen Exorzisten zu benennen, aber ich vermute, dass dies in weniger als der Hälfte geschieht. In manchen Ländern gibt es überhaupt keinen Exorzisten. Deshalb werden wir im St. Michael Center for Spiritual Renewal mit Anfragen aus der ganzen Welt überhäuft. In einem Jahr hatten wir über 10 Millionen Aufrufe unserer Video-Befreiungsbeiträge in den sozialen Medien. Jeden Monat veranstalten wir eine Online-Befreiungssitzung, an der 19.000 Menschen aus der ganzen Welt teilnehmen. Es gibt einen riesigen Nachholbedarf für diesen Dienst. Derzeit bereiten unsere Seminare keine neuen Priester auf diesen großen Bedarf vor.

In Ihrem Tagebuch erwähnen Sie Heilige und gute Christen, die unter dämonischen Angriffen litten. Warum lässt Gott dieses Leid zu?

Dies ist das Geheimnis des Leids. Leid ist letztlich die Folge der menschlichen Sünde: Gott tut dem Menschen nichts zuleide, und er will es auch nicht. Aber er gibt uns den freien Willen, und der Mensch missbraucht ihn oft. Daher gehört das Leid in diesem Leben zu jedermanns Leben. Wir wissen, dass wir heilig werden, wenn wir unser Leid im Glauben und mit Gottvertrauen tragen. Jesus ist für uns gestorben und auferstanden, und das schenkt uns Hoffnung.

Wie hält man sich den Teufel in diesem Leben am wirksamsten vom Leib?

Im sechsten Kapitel des Epheserbriefs steht, dass wir das Schwert des Geistes und den Helm des Heils nehmen und die Waffenrüstung Gottes anziehen sollen. Unser Glaube ist unser Schild. Wenn wir glauben, ein rechtschaffenes Leben führen und den Glauben praktizieren, sind wir geschützt. Das heißt nicht, dass wir nicht leiden werden, aber wir werden unser Leid mit der Kraft Gottes überwinden. Das Traurige daran ist, dass so viele Menschen den Glauben nicht praktizieren und daher nicht so geschützt sind. Noch schlimmer ist, dass es nicht wenige gibt, die nicht nur den Glauben nicht praktizieren, sondern auch schwere Sünden begehen und sich mit Wahrsagerei beschäftigen. Dadurch geht die Tür für den Bösen sperrangelweit auf, um einen zu manipulieren.

Sie empfehlen Eltern ausdrücklich, ihre Kinder zu segnen. Warum?

Eltern haben eine besondere, gottgeschenkte Autorität und Verantwortung gegenüber ihren Kindern. Wenn sie mit gutem Beispiel vorangehen und sie zu einem heiligen Leben führen, liegt Segen auf den Kindern. Unterlassen sie das, leiden die Kinder. Eltern haben eine besondere Autorität, ihre Kinder zu segnen. Ich kenne Eltern, die ihre Kinder abends zudecken und ein Gebet über ihnen sprechen; ich finde das wunderbar. Eltern sollten auch ein besonderes Gebet über ihre Kinder sprechen, wenn sie auf Reisen gehen, sich verloben oder viele andere wichtige Ereignisse anstehen. Wenn Eltern ihre Kinder verfluchen und sie auf einen falschen Weg führen, leiden sie leider sehr darunter.

Sie schreiben die Opfermentalität dem Bösen zu. Warum ist diese in der amerikanischen Gesellschaft verbreitete Haltung aus Ihrer Sicht so gefährlich?

Ein Markenzeichen des Christen ist ein Gefühl der Dankbarkeit. Der Christ ist erfüllt von Dankbarkeit für alles, was Gott für uns getan hat: Wir sind von ihm erschaffen, von Jesus erlöst und mit dem Heiligen Geist erfüllt worden. Auch wenn wir in diesem Leben Leid erfahren – und einige leiden schrecklich –, ist Gott bei uns und schenkt uns seine göttliche Kraft und seinen Frieden. Leider herrscht heute eine weit verbreitete Opfermentalität. Sie äußert sich in Wut, im Gefühl, benachteiligt zu sein, im Um-sich-Schlagen. Solche Menschen neigen zum Narzissmus und dazu, sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen nach dem Motto: Was habe ich davon? Der Christ opfert sich aus Liebe für andere auf, wie Jesus es tat.

Oft hoffen Menschen, die Hölle sei leer. Wie sehen Sie das?

Es wäre sicherlich wunderbar, wenn die Hölle leer wäre. Ich glaube das jedoch nicht. Die Kirche hat nie definitiv gesagt, dass eine Person in der Hölle ist, obwohl sie definitiv sagt, dass einige im Himmel sind – wir nennen sie Heilige. Ich glaube an die besonderen Offenbarungen, die vielen Mystikern wie den Seherkindern von Fatima zuteil wurden: Sie sahen unzählige Seelen in der Hölle leiden. Ich glaube, dass das leider wahr ist. Das Wichtigste ist, dass wir nicht dort landen wollen. Wir vertrauen auf Jesus. Wir können uns nicht selbst retten. Jesus hat die Sünde und das Böse auf sich genommen und uns gerettet. Wir brauchen nur auf ihn zu vertrauen und ihm zu folgen.

Doch selbst Christen glauben oft nicht mehr an den Teufel. Wie überzeugen Sie jemanden, der all die Phänomene, die Sie in Ihrem Buch beschreiben, als psychiatrische Fälle betrachtet, dass es sich hier um ein Werk des Teufels handelt?

Ich kann nur sagen: Verbringen Sie eine Woche mit einem Exorzisten, dann werden Sie definitiv glauben, dass der Teufel existiert. Sie werden auch die Macht Christi, seinen Sieg über den Bösen erleben. Das Dasein eines Exorzisten ist – vielleicht wider Erwarten – ein Dienst der Hoffnung. Wir erleben die Macht Christi und seinen Sieg über das Böse.

Von dem Autor ist kürzlich erschienen: „Tagebuch eines amerikanischen Exorzisten“, Dämonen, Besessenheit und der heutige Kampf gegen das Böse. Media Maria Verlag, 304 Seiten, EUR 19,95

Israel braucht dringend ein Wunder

Seit Kriegsbeginn vor sechs Monaten ist Premier „Bibi“ Netanjahu angezählt, doch im Krieg kann nicht abgerechnet werden **VON GODEL ROSENBERG**

Die USA müssen sich 1951 etwas dabei gedacht haben, als sie in ihrer Verfassung die Amtszeit ihrer Präsidenten auf zwei Perioden, also auf acht Jahre, reduziert haben. Zu lange an der Spitze eines Landes zu stehen tut einer Demokratie nicht gut. Amerikas engster Verbündeter im Nahen Osten, Israel, ist dafür ein überzeugendes Beispiel.

Benjamin Netanjahu ist mit 14 Amtsjahren sieben Mal als Ministerpräsident wiedergewählt und damit die längste Zeit an der Macht. Länger als Staatsgründer David Ben Gurion. Spätestens seit dem 7. Oktober 2023, dem Kriegsbeginn gegen die Terrororganisation Hamas, ist Bibi – wie ihn Freund und Feind nennen – angezählt.

In seiner Regierung der Nationalen Einheit, die stark rechts angehaucht und betont national ausgerichtet ist, hat er noch eine Mehrheit. Aber sie ist fast täglich in Gefahr. Im Volk hat er sie längst verloren. Dafür sprechen nicht nur die Umfragen. Die Gründe dafür sind zahlreich. In Tel Aviv hängen jede Menge haushoher Plakate mit der unübersehbaren Aufschrift neben einem unvoreilhaftem Porträt: „Du bist unser Anführer – Du bist schuld.“

Gemeint ist damit der Angriff der Hamas am 7. Oktober, der Israel und seine viel gelobte Armee, die Israel Defence Forces (IDF), völlig überrascht hat. Genauer gesagt: Die IDF hat geschlafen. An nur einem einzigen Tag ermordeten die Terroristen fast widerstandslos nahezu 1200 Zivilisten, vergewaltigten Frauen und brandschatzten mehrere Grenzdörfer. 257 Menschen verschleppten sie nach Gaza, auch Kleinkinder, etwa 130 sind noch immer in Geiselhaft, viele davon vermutlich längst tot.

Die Schuldfrage tobt: zu Hause, in den Medien und in jedem Café. Aber mitten im Krieg kann nicht abgerechnet werden, können auch keine Wahlen abgehalten werden. Das würde das Land für Monate lähmen, in einer Zeit, in der täglich Entscheidungen über Leben und Tod gefällt werden müssen. Es geht um nicht weniger als ums Überleben des jungen jüdischen Staates.

Gestritten wird trotzdem, von nationaler Einheit kann keine Rede sein. Dafür ist die Koalitionsregierung zu breit aufgestellt von Mitte links bis ganz rechts. Jede Partei, jeder einzelne von ihnen weiß es besser. Mehrere Kandidaten scharren mit den Hufen im Kampf um die Nachfolge Netanjahus. Außenstehenden ist nur schwer zu vermitteln, wie man sich um so ein Amt in Zeiten wie diesen überhaupt bewerben kann.

Bibi hätte durchaus als erfolgreicher Staatslenker in die Geschichte eingehen können. Er versteht etwas von Wirtschaft und Finanzen. Außerdem ist er ein begabter Rhetoriker und perfekt zweisprachig. Er



Nicht nur Angehörige der von der Hamas entführten israelischen Geiseln fordern – wie hier am Sonntag in Jerusalem – vehement, die Regierung Netanjahu müsse die Geisel-Freilassung zur obersten Priorität machen. Foto: IMAGO/UPI Photo

muss weder in Jerusalem noch in Washington ein Live-TV-Interview fürchten. Sein Name ist mit dem Aufstieg Israels als Start-up-Nation ebenso verbunden wie mit einem jährlichen Wirtschaftswachstum, von dem die meisten Länder Europas nur träumen können.

Aber seit Mai 2020 ermittelt der Oberstaatsanwalt gegen ihn wegen des Verdachts der Korruption und der Vorteilsannahme in mehreren Fällen. Seine Frau Sara, vermeintlich liebevoll „Sarale“ genannt, wird vom Volk weder als First noch als Second, und schon gar nicht als Lady angenommen. Sie ist ihm alles andere als eine Hilfe. Sie verstärkt eher das Egomane im Erscheinungsbild ihres Mannes und scheut auch nicht davor zurück, bei Dienstreisen 1600 US-Dollar für Friseur und sonstige Beauty-Dienstleistungen auszugeben. Natürlich alles auf Kosten der Steuerzahler.

Jetzt ist seit sechs Monaten Krieg und niemand weiß, wie lange er dauern wird. Krieg ist immer schmutzig, aber dieser besonders, weil die Hamas bedenkenlos die eigene Bevölkerung als Waffe einsetzt. Israels Kriegsgegner kann sich darauf verlassen, dass Medien und Politik der westlichen Welt die Bilder toter und verstümmelter arabischer Kinder, zerstörter Kranken-

häuser in gnadenlose Israel-Kritik umsetzen. Selbst der engste Freund und wichtigste Waffenlieferant, die USA, verlieren die Geduld und stellen Forderungen, die Israel nicht erfüllen kann. Unfälle wie der Tod von sieben Mitarbeitern der „World Central Kitchen“ (WCK) in Gaza, die in der Vorwoche von israelischen Raketen „versehentlich“ getötet wurden, heizen die Weltstimmung gegen Israel zusätzlich an.

All das hat auch innenpolitisch Auswirkungen. Israels Volksmeinung steht überwiegend hinter Netanjahus Strategie der Vernichtung der Hamas. Das ist aber leichter gesagt als getan. Vor allem dauert es schon zu lange. Bei den Terroristen des 7. Oktober handelt es sich um gut ausgerüstete, jahrelang trainierte, brutal-todesmutige Truppen, die mit dem Iran einen potenten Unterstützer haben und über grenzenlose Geldquellen auch aus der westlichen Welt verfügen. Die Zeiten, in denen die IDF in sechs Tagen (1967) oder in drei Wochen (Jom Kippur 1973) die Gegner in die Knie gezwungen hat und Siegesbilder um die Welt schicken konnte, sind vorbei.

Zusätzlich ist ein Endlos-Thema wieder aktuell geworden, das Netanjahu die Mehrheit kosten könnte: die Wehrpflicht für den orthodoxen Nachwuchs. Die überwiegende

Mehrheit im Land versteht nicht und will auch nicht akzeptieren, dass sich Kinder der Schwarzhutträger mit den Schläfenlocken weiter ihrem Bibel-Studium widmen, während Töchter und Söhne der Säkularen in Gaza und an den umkämpften Grenzen Israels den Kopf hinhalten müssen – im wahrsten Sinne des Wortes.

Sollte der Antrag, der auch von einigen Koalitionären unterstützt wird, Gesetz werden, drohen die Orthodoxen aus der Regierung auszusteigen. Das wär's dann für Netanjahu mal wieder gewesen und Neuwahlen müssten ausgerufen werden. Zwar ist ihm in diesen Tagen eine Verschiebung des Gesetzesantrags gelungen. Aber das ist nur ein absehbarer Zeitgewinn.

Totgesagte leben länger, das gilt auch für Netanjahu

Kein Wunder, dass sich das Nachfolge-Karussell wie wild dreht. Die Namen sind bekannt: Naftali Bennett und Jair Lapid, die beide kurz auf Netanjahus Stuhl saßen, wirbeln vor und hinter den Kulissen und würden am liebsten eine Regierung ohne die Orthodoxen und religiösen Nationalisten bilden. Im aktuellen Kabinett sitzt der frühere Generalstabschef und Ex-Verteidigungs-

minister Benny Gantz, der in das Kriegskabinett eingestiegen ist, nicht um Bibi zu stützen, sondern um ihn zu stürzen. Die Umfragen geben ihm gute Chancen für die Nachfolge, aber es fehlt ihm an Charisma. Auch seine Rhetorik reißt niemand vom Stuhl.

Nicht aus den Augen zu verlieren ist Gideon Sa'ar. Der 57-jährige Volljurist war schon einmal stellvertretender Ministerpräsident. Das war noch zu Zeiten als er und Netanjahu an einem Strang zogen. Inzwischen hat er sich selbstständig gemacht und hat sich im März auch von Benny Gantz gelöst, dessen zweiter Mann er war. Aber damit begnügt sich der Mann nicht mehr, der mit einer landesweit bekannten TV-Moderatorin verheiratet ist. Er schießt gezielt auf den Chef-Posten. Alle diese Kandidaten sind ehemalige enge Mitarbeiter Netanjahus oder sind von ihm in hohe Ämter berufen worden. Man kennt sich aus gemeinsam und gegeneinander geführten politischen Schlachten und hat jede Menge politische Leichen im Keller.

Und dann gibt es noch die „Religiösen Zionisten“, die in Judäa und Samaria, besser bekannt als Westbank, zu Hause sind. Dort leben inzwischen über eine halbe Million wahlberechtigte Israeli. Der eine, Bezalel Smotrich, ist Finanzminister, der andere, Itamar Ben-Gvir, ist Sicherheitsminister, weil deren Partei bei der jüngsten Wahl die Anzahl der Mandate auf zwölf verdoppeln konnte. Der eine versteht nichts von Staatsfinanzen, der andere, dessen Frau sich gerne mit einem Pistolengürtel fotografieren lässt, wird von vielen eher als Sicherheitsrisiko empfunden und nicht als verantwortungsbewusster politischer Chef der Polizei. Alle potenziellen Nachfolger Netanjahus würden die „Religiösen Zionisten“ gerne dorthin zurückschicken, wo sie hergekommen sind: in die Westbank.

Totgesagte leben länger. Diese alte Weisheit gilt für den 74-jährigen Amtsinhaber mehr denn je. Er war schon Anfang der 2000er Jahre und 2021/22 ausgebootet, kam aber er stets wieder zurück. Ob Bibis Karriere bald zu Ende geht, darüber entscheidet auch der Kriegsausgang, ob und wie viele Geiseln lebend gerettet werden können.

Israel braucht dringend ein Wunder. Wie vor 3000 Jahren, als Moses vor den Fluten des Roten Meeres stand und hinter dem jüdischen Volk die bewaffneten Heerscharen des Pharao drohten. So erzählt es die Bibel. Damals spaltete Gott das Meer und rettete das jüdische Volk vor der Vernichtung. Genau dieses Fest, Pessach, steht in Israel vor der Tür. Wie sagte Staatsgründer David Ben Gurion: „Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist.“

ZEITENWENDE

Stopp für Apps, die süchtig machen



Der Bundesstaat Florida will Kinder besser vor den Gefahren des Internet schützen

VON ANNA-LENA BIOLY

Floridas Gouverneur Ron DeSantis hat einen neuen Gesetzesentwurf unterzeichnet, der es Kindern unter 14 Jahren verbietet, ein eigenes Social-Media-Konto zu haben. 14- und 15-Jährigen wird dies mit Zustimmung der Eltern erlaubt. Außerdem fordert das Gesetz, dass pornografische Webseiten eine Altersverifizierung verwenden, um zu verhindern, dass Minderjährige darauf zugreifen. Das Gesetz tritt am 1. Januar 2025 in Kraft. Natürlich sind große Tech-Unternehmen wie Meta (Facebook und Instagram) dagegen. Ausgerechnet sie, die vor der letzten Präsidentschaftswahl Informationen zu den Korruptionsvorwürfen gegen Joe Biden und seinen Sohn Hunter Biden unterdrückt haben, appellieren nun an die Meinungsfreiheit, die sie hier bedroht sehen wollen. Auch von demokratischer Seite gibt es Einwände, obwohl diese Partei einen Gesetzesentwurf vor-

schlug, der die Social Media-App TikTok gleich ganz verbieten möchte. Den Jugendschutz in Sachen Alkohol, Tabak und Pornografie stellt keiner infrage. Doch die Social Media-Nutzung hat ein genauso großes Suchtpotenzial. Das nimmt das neue Gesetz in den Blick. Kinder werden aktuell schutzlos durch clever programmierte Algorithmen und Suchtmechanismen wie endlos abspielende Kurzvideos in ihren Bann gezogen. Nur Plattformen, die solche süchtig machenden Funktionen haben, sind von diesem Gesetz betroffen. Dazu gehören ein personalisierter Algorithmus, der Nutzer motiviert, die App länger zu nutzen als beabsichtigt, endloses Scrolling und selbst abspielende Videos. Wenn die App es dem Kind erlaubt, Inhalte hochzuladen, und Fremde die Möglichkeit haben, dem Kind direkt Inhalte zu schicken, fällt sie ebenfalls unter dieses Gesetz.

Schon vor 20 Jahren warnten Forscher und Ärzte, Kinder würden durch zu viel Zeit vor dem Fernseher unter Sprachmängeln, Konzentrationsstörungen, Lern- und Kontaktproblemen leiden. Damals schauten 8- bis 9-Jährige durchschnittlich 109 Minuten am Tag fern. Heute ist laut der US-Gesundheitsbehörde (Center for Disease Control and Prevention) eine Bildschirmzeit von sechs Stunden die Regel. Das erhöht die Wahrscheinlichkeit von Übergewicht, Schlafstörungen, Verhaltensauffälligkeiten, schlechteren schulischen Leistungen und Neigung zur Gewalttätigkeit. Ganz zu schweigen vom Inhalt, der auf Plattformen wie der chinesischen App TikTok durch die Algorithmen begünstigt wird. Während die chinesische Variante vorwiegend Lernvideos zeigt, werden im Rest der Welt Inhalte wie von Jeffrey Marsh gepusht. Trans-Influencer wie Jeffrey Marsh

fordern Kinder dazu auf, in private Chats zu gehen, um sich mit ihm über ihre sexuelle Identität auszutauschen. Er rät ihnen ausdrücklich, sich damit nicht an ihre Eltern zu wenden und sich stattdessen ihm und seiner Community anzuvertrauen. Auf seiner Website schreibt er, dass man stattdessen Menschen wie ihn brauche und dass er besser zuhören könne als jeder andere. Für Kinder, die ihr Geschlecht infrage stellen, bietet er Einzel-Coaching an. Früher sorgte man sich, so Gouverneur DeSantis, ob Kindern, die unbeaufsichtigt draußen sind, etwas zustoßen könnte. Doch mit dem Smartphone können Täter nun direkt ins Kinderzimmer gelangen. Strafverfolgungsbehörden bestätigen, dass die meisten Verbrechen gegen Minderjährige im Internet geschehen. Dem setzt Florida nun einen Riegel vor.

„Islamisten sind schlau genug, die woke Sprache zu übernehmen“

Nach dem Überfall der Hamas auf Israel hat sich gezeigt: Die extreme Linke hat ein Antisemitismus-Problem. Auch offene Kooperation mit Islamisten scheint in der Szene kein Problem zu sein. Warum eigentlich? Ein Gespräch mit dem Politikwissenschaftler Hendrik Hansen

VON JAKOB RANKE

Herr Hansen, Sie haben die Entwicklung des politischen Extremismus in Deutschland seit dem Angriff der Hamas beobachtet und sind zu dem Schluss gekommen, dass sich eine neue „Querfront“ zwischen Linksextremen und Islamisten etabliert hat. Was meinen Sie damit?

Mit „Querfront“ wird in der Extremismusforschung typischerweise eine Zusammenarbeit von Links- und Rechtsextremisten bezeichnet – auch wenn derartige Kooperationsversuche in Deutschland historisch immer gescheitert sind. Ich finde aber, auch die Zusammenarbeit von Islamisten und Teilen der linken und linksextremistischen Szene lässt sich angesichts der ideologischen Unterschiede als „Querfront“ bezeichnen. Und diese Form der Kooperation lässt sich schon seit einigen Jahren beobachten. Ein etwas älteres Beispiel ist die „ship to Gaza“-Aktion, mit der 2010 Hilfsgüter in den Gazastreifen geliefert werden sollten. Islamisten organisierten die Lieferung, Bundestagsabgeordnete der Partei „Die Linke“ beteiligten sich daran. Was man aktuell beobachten kann, ist eine Zunahme linker Unterstützung für die Hamas und ihre Anliegen. Ein markantes Beispiel ist etwa die Solidarisierung der feministischen Organisation „Zora“, die sich eigentlich für Frauen und LGBTI+ Personen einsetzt, also für Menschen, die nach Vorstellung der Hamas eigentlich nur stark reduzierte oder gar keine Rechte haben sollten, mit der Hamas. Für „Zora“ sind die Hamas-Kämpfer ungeachtet all der Morde und Vergewaltigungen keine Terroristen, sondern einfach nur Leute, die ihr Land befreien wollen.

Wenn man von Demonstrationen, szenischen Aufrufen und Manifesten absieht: Welche Konsequenz hat die Bildung dieser Querfront in der Öffentlichkeit? Schlägt sich das in politischer Gewalt nieder?

Davon ist mir bisher noch nichts bekannt. Aber es gibt zum Beispiel Störaktionen, wie im Museum „Hamburger Bahnhof“ in Berlin, wo eine Lesung von Hannah Arendts Werk „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“ stattfand. Diese Lesung wurde mutmaßlich von einer Gruppe namens „Palestine speaks“ (Palästina spricht), in der Linksextremisten und Islamisten zusammenarbeiten, geradezu gesprengt. Solche Vorfälle gibt es immer wieder. Es wird also gezielt versucht, die öffentliche Meinungsbildung zu beeinflussen.

Auch früher gab es Kooperationen zwischen linken und palästinensischen Organisationen. Es ist bekannt, dass die Rote-Armee-Fraktion gute Verbindungen zu palästinensischen Extremisten hatte. Was unterscheidet die neue Querfront von der historischen Kooperation?

Bei der Kooperation damals – etwa bei der Entführung des Flugzeugs „Landshut“ 1977 – waren palästinensische Linksterroristen



Ist das schon eine Querfront? Unklar. Jedenfalls gibt es in Teilen der linken Szene ein manifestes Antisemitismus-Problem. Im Bild eine Gaza-Solidaritätskundgebung an der FU Berlin.
Foto: IMAGO/serienlicht

die Partner und nicht Islamisten. Es handelte sich also anders als heute gerade nicht um eine Querfront. Die heutige Form der Zusammenarbeit kann in Frankreich seit dem Jahr 2000 beobachtet werden, in Deutschland seit ungefähr 15 Jahren.

Wie groß ist das Phänomen?

Das ist grundsätzlich sehr schwer zu beziffern. Das einzige was wir haben, sind die Angaben des Verfassungsschutzes. Im momentan aktuellsten Bericht für das Jahr 2022 ist die Rede von insgesamt 27 500 Islamisten und 36 500 Linksextremisten. Allerdings arbeiten nur Untergruppierungen zusammen. Es gibt nämlich im linksextremistischen Lager eine Spaltung: die sogenannten „Antideutschen“ gehen davon aus, dass wegen des Holocausts das größte Übel in der Geschichte die Täternation Deutschland sei. Die sind israelfreundlich. Und dann gibt es eben die propalästinensische extreme Linke, die das Existenzrecht Israels infrage stellt und antisemitisch argumentiert. Von denen kooperiert ein Teil mit Islamisten.

Eine Spaltung gibt es aber auch in der islamistischen Szene: Der klassische Jihadist, der etwa dem Islamischen Staat nahesteht, hat für Linksextremisten nur offene Verachtung übrig. Aber diejenigen Islamisten, die sich eher an Organisationen wie der Muslimbruderschaft orientieren, agieren pragmatischer. Die sind schlau genug, die „woke“ Sprache zu übernehmen, und ihre Agenda unter dem Label des Kampfes gegen Diskriminierung, gegen Rassismus, gegen „Islamophobie“ voranzutreiben. Die greifen linkes Engagement gegen Rassismus auf – und docken daran an, indem sie Kritik an der Hamas als „antimuslimischen Rassismus“ gegen arabische Freiheitskämpfer delegitimieren. Der linke Diskurs wird also benutzt, um antisemitische, islamistische Botschaften in die Mitte der Gesellschaft zu tragen.

Diese „woken Islamisten“ glauben also nicht wirklich, rassistisch diskriminiert

zu werden, sondern benutzen nur den Diskurs der linken Szene?

Zumindest geht es ihnen nicht im Kern um den Kampf gegen Rassismus. Es gibt hier keine ideologische Fusion – genauso wenig wie bei Querfrontbestrebungen zwischen Links- und Rechtsextremisten. Islamisten wissen einfach, dass sie ganz allgemein anschlussfähig an linke Strömungen werden, wenn sie diese Sprache benutzen. Damit kommen sie bis in die Ministerien und können zivilgesellschaftliche Organisationen gründen, die mit staatlichen Mitteln finanziert werden. Da fragt dann kaum noch jemand nach, ob es einen islamistischen Hintergrund gibt.

Und was motiviert die linke Szene zur Zusammenarbeit?

Für zahlreiche Linke und Linksextremisten ist die Hamas Ausdruck eines Widerstandskampfes. Zwar werden die Ziele der Hamas nicht geteilt, aber weil sie aus dieser Sicht auf der Seite der „Unterdrückten“ steht, muss sie unterstützt werden. Das hängt zusammen mit der Entwicklung linker Theorie seit den 70er Jahren. Der Ansatz von Leuten wie Michel Foucault war es, die Ursache für Unterdrückung nicht wie der klassische Marxismus nur in ökonomischen Strukturen zu suchen, sondern auf der Ebene von Sprache und Normen – und um die geht es in der linksextremistischen Theoriebildung seither, auch in der „postkolonialen“ Theorie. Postkolonialismus meint zunächst nur, dass man die das Ende der Kolonialherrschaft überdauernden Strukturen in den ehemaligen Kolonien analysiert und zeigt, inwiefern sie immer noch fortwirken, was ein völlig gerechtfertigtes Anliegen ist. Nur können wir beobachten, dass ein (stark ideologischer) Teil der postkolonialen Theoretiker die Welt scharf unterteilt in Unterdrückte, das sind die Guten, und Unterdrückter, das sind die Bösen. Und in dieser dualistischen Weltsicht stehen Israel und die USA auf der Seite der Bösen, und auf der Seite der Guten und Unterdrückten dann nicht nur allgemein Palästinenser,

sondern auch Terrororganisationen wie die Hamas.

Wer unterlegen erscheint, ist immer im Recht?

Im Prinzip, ja. Auf der theoretischen Ebene wird zwar zunächst behauptet, dass es allein um die Analyse von Strukturen gehe – doch am Ende sind die Bösen wieder Menschen, und die bleiben interessanterweise immer die gleichen. Das war schon bei Marx so: Angeblich ging es ihm um ökonomische Strukturen, aber dann spricht er doch immer wieder von der Habsucht der Kapitalisten. Und sobald von Kapitalisten die Rede ist, möchte man die doch gerne etwas präziser benennen – und schon Marx nennt hier die Juden als angebliche Urheber des Kapitalismus. Der linke Antisemitismus identifiziert also als Verantwortlichen hinter den Strukturen doch wieder „den Juden“. Das zieht sich durch die gesamte Geschichte des Linksextremismus, auch wenn man heute lieber von Israel spricht – aber in einer Weise, die klar antisemitisch ist. Wie bei der Rede vom „Genozid“: Die Hamas hat am 7. Oktober gezielt Frauen und Kinder vergewaltigt und ermordet. Man kann hier klar von einer genozidalen Absicht sprechen, denn so etwas machen Sie nur, wenn Sie den Gegner als Volk auslöschen wollen. Bei den israelischen Angriffen sterben auch Frauen und Kinder, aber nicht gezielt und gewollt, sondern – tragischerweise – infolge von Kriegshandlungen. Insofern ist es eine Dämonisierung, in diesem Konflikt ausgerechnet Israel des Genozids zu beschuldigen, und man kann davon ausgehen, dass dem eine antisemitische Einstellung zugrunde liegt.

Zurück zur Querfront: Selbst wenn man die Motivation des Kampfes gegen Unterdrückung akzeptiert, müsste man von linker Seite doch ein Problem mit den reaktionären Zielsetzungen der Islamisten haben. Wie stellt man sich das Endergebnis der Kooperation vor? Von welcher Gesellschaft träumen Linksextreme?

Aus linksextremistischer Sicht sind die reaktionären Ziele der Hamas nur eine Art unwillkürliche Konsequenz der Unterdrückung, der Verstrickung in die gegenwärtigen Strukturen. Die Vision lautet also, wenn die Unterdrückung endet und die Menschen erst frei sind, dann hört früher oder später auch ganz automatisch das reaktionäre Denken auf. Die Lösung ist daher, zuerst die Unterdrückung zu bekämpfen. In diesem Kontext wird dann teils auch behauptet, dass Islamismus eigentlich gar nicht existiert, sondern nur ein rassistisches Konstrukt des Westens zur Delegitimierung von Muslimen sei. Was die Ziele des Kampfes gegen Unterdrückung angeht, kommt aber auch hinzu, dass über sie nicht wirklich nachgedacht werden darf. Solange wir in einer Welt der Unterdrückung leben, können wir uns eine freie Welt ja eigentlich nicht vorstellen, so die Ideologie.

Was folgt aus Ihrem Querfront-Befund?

Zunächst einmal brauchen wir in gesellschaftlichen Debatten eine viel intensivere Auseinandersetzung mit Antisemitismus in allen Formen des Extremismus – nicht nur im Rechtsextremismus, sondern auch im Linksextremismus und im Islamismus. Zweitens ist auf der sicherheitspolitischen Ebene eine genaue Beobachtung der beschriebenen Zusammenarbeit geboten. Und falsch finde ich es – drittens – auch, wenn antisemitische Agitation wie zum Beispiel bei der „Dokumenta XV“ mit öffentlichen Geldern bedacht wird. Dabei denke ich auch an die Universitäten, an denen die ideologische postkoloniale Theoriebildung ja zu einem großen Teil stattfindet. Als Beispiel lässt sich der aktuelle Skandal um die Berufung des Gastwissenschaftlers Ghasan Hage an das Max-Planck-Institut für Ethnologie in Halle nennen, der die Hamas am 7. Oktober 2023 dafür pries, dass sie nicht nur Tunnel grabe, sondern auch über Mauern fliege. Natürlich gilt bei der Publikation von Büchern und Artikeln die Meinungs- und Wissenschaftsfreiheit. Aber wenn es um das Einwerben öffentlicher Drittmittel geht, sieht das anders aus. Es gibt da zum Beispiel vonseiten der Deutschen Forschungsgemeinschaft vielfache Vorgaben, sogar, dass ich in meinen Anträgen Gender- und Diversitätspunkte zu berücksichtigen habe. Ich finde, bevor wir damit anfangen, könnten wir Forschungsprojekte auch auf die Gefahr antisemitischer Inhalte abklopfen.



Hendrik Hansen lehrt als Professor für politischen Extremismus und politische Ideengeschichte an der Hochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung sowie als Privatdozent für Politikwissenschaft an der Universität der Bundeswehr München.
Foto: privat



Reem Alsalem

VON FRANZISKA HARTER

Leihmutterschaft als Form des Patriarchats, das sich laufend neu erfindet? So sieht es die UN-Sonderbeauftragte für Gewalt gegen Frauen und Mädchen, die als besonderer Ehren-gast am Wochenende an der internationalen Konferenz zur weltweiten Abschaffung der Leihmutterschaft in Rom (Bericht S. 25) teilgenommen hat. Reem Alsalem heißt die 47-jährige Jordanierin, die zuvor 17 Jahre lang im Hochkommissariat der Vereinten Nationen für Flüchtlinge und anschließend als freie Beraterin verschiedener UN-Institutionen tätig war. Eine zarte Frau, die Scheinwerferlicht und Social Media scheut. Verdanken kann man es ihr nicht, denn mit ihren Positionen macht sie sich nicht nur Freunde.

KÄMPFERIN FÜR FRAUENRECHTE

Reem Alsalem ist eine klare Gegnerin von Selbstbestimmungsgesetzen wie auch in Deutschland eines in der Mache ist. Als 2022 in Schottland ein ähnliches Gesetz beschlossen werden sollte, zeigte sich Alsalem in einem Schreiben an die schottische Regierung besorgt darüber, dass dieses „potenziell Tür und Tor für gewalttätige Männer öffnen“ könnte, die sich mit einer personenstandsrechtlich bestätigten Geschlechtsänderung Zugang zu Frauenräumen verschaffen könnten. Ähnlich äußerte sie sich zuletzt in einem Schreiben an die Weltgesundheitsorganisation, die an der Erstellung von Transgender-Versorgungsleitlinien arbeitet: „Das Recht auf rechtliche Anerkennung des Geschlechts impliziert nicht das Recht auf eine unregelmäßige Selbstidentifizierung der Geschlechtsidentität ohne angemessene Schutzmaßnahmen und Risikobewertung“, so Alsalem im Januar. Gleichzeitig zeigte sie sich besorgt, dass in der WHO-Kommission zur Erarbeitung der Transgender-Versorgungsleitlinien andere Sichtweisen als die von transaktivistischen Organisationen unterrepräsentiert seien. Ob sich auch Deutschland bald einen blauen Brief einhandelt?

Weitaus vorsichtiger äußerte sich Alsalem am vergangenen Wochenende in Rom in Bezug auf die Leihmutterschaft. Bis jetzt habe sie keine feste Position dazu, ob Leihmutterschaft legalisiert oder ganz oder teilweise verboten werden sollte. Klar ist für sie gleichzeitig: „Die Leihmutterschaft und ihre menschenrechtlichen Folgen für Frauen und Kinder stellen ein neues Problem dar.“ In ihrer extremen Form sei die Praxis „Teil des Bestrebens, die sexuellen und reproduktiven Funktionen von Frauen zu kommerzialisieren und zu kontrollieren“. Genau so definiert sie das „Patriarchat“. Dass nicht nur Männer, sondern auch Frauen andere Frauen als Leihmütter benutzen, scheint für sie kein Gegenargument zu dieser klassisch feministischen These.



Betont herzlich begrüßte Estlands Regierungschefin Kaja Kallas Anfang April den ukrainischen Ministerpräsidenten Denys Schmyhal in Tallinn. Foto: IMAGO/Scanpix

Die rationale Angst vor Putin

Zwischen Russland und dem Baltikum hat sich ein neuer Eiserner Vorhang breitgemacht VON FLORIAN HARTLEB

Der legendäre estnische Staatspräsident Lennart Meri warnte 1994 bei einem Festmahl in Hamburg vor russischen Großmacht-Fantasien. Im Saal wurde der Vizebürgermeister von Sankt Petersburg ausfallend: Er warf seine Serviette auf die Festtafel und marschierte „mit durchgedrückten Knien aus dem Saal, jeder Schritt begleitet vom Knarren des Parketts“, wie es eine Augenzeugin schilderte. Sein Name: Wladimir Putin.

Erst jüngst erinnerte die liberale estnische Ministerpräsidentin Kaja Kallas, Tochter des ehemaligen Ministerpräsidenten und EU-Kommissars Siim Kallas, an diese Begegnung. Sie, die mittlerweile auf der Fahndungsliste Moskaus steht, appelliert immer wieder, die Ukraine bestmöglichst und mit allen militärischen Mitteln zu unterstützen, Russland auf sein Gebiet zurückzudrängen.

In den drei baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen ist das Unverständnis über den Westen groß. Nach dem russischen Einmarsch auf die Krim 2014 fühlte man sich ungehört, nach dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine war das Entsetzen über das deutsche Zaudern von Bundeskanzler Olaf Scholz groß. Die Nachwehen des ehemaligen deutschen Kanzlers Gerhard Schröder und seiner Russland-Lobby mit der persönlichen Freundschaft zu Wladimir Putin wirken ebenfalls nach.

Auch nach dem Einmarsch auf der Krim taten zahlreiche deutsche Delegationen die Angst vor Russland als historisch bedingtes Trauma ab. Das galt übrigens nicht nur für die Sozialdemokratie, sondern auch für die Unionsparteien. Wer sich auf Deutschland und die Führungsrolle der EU verlässt, ist verlassen, wurde zum Credo.

Also haben die baltischen Staaten, die sich historisch und aktuell bedroht fühlen, das Heft des Handelns selbst übernommen. Um sich vor möglichen Angriffen aus Russland schützen zu können, planen die drei baltischen Staaten, ihre Grenzen zu Russland und zu Belarus in den kommenden Jahren mit Verteidigungsanlagen zu sichern. Die Verteidigungsminister der drei NATO-Länder teilten unlängst mit, geplant seien mehrere hundert Bunker sowie Versorgungslinien.

Gerade in Lettland und Estland ist die Angst groß, befindet sich hier ja eine starke

russische Minderheit. Im estnischen Narva trennen sich nun die Zivilisationen: In der estnischen 50.000-Einwohner-Stadt, die fast ausschließlich von Russischsprachigen bewohnt ist, wehen die NATO- und die EU-Flagge auf der einen Seite, doch jenseits des Grenzflusses ist die russische Flagge in Sichtweite.

Nun gibt es Bemühungen, Denkmäler aus der Sowjetzeit umzubenennen oder vollständig zu eliminieren. In Lettland wurden auch unpolitische Straßen umbenannt, etwa eine Moskau-Straße. Wer unter 75 Jahre alt ist, nicht Lettisch kann und die russische Staatsbürgerschaft angenommen hat, muss um seine Aufenthaltserlaubnis bangen. Das Russische wird aus den Schulen verbannt. In Lettland leben 26 Prozent ethnische Russen.

Auch die Erinnerungen trennen Russen und Balten

Im November 2022 kam eine von der estnischen Regierung eingesetzte Arbeitsgruppe zum Ergebnis, dass es 322 sowjetische Denkmäler gibt. Über 50 wurden bereits entfernt, am prominentesten ist das Panzersymbol (T-34) von Narva, das an den Sieg über „Nazi-Deutschland“ erinnerte. Die Esten erinnern dieser Panzer an den Beginn der sowjetischen Besetzung, an ein historisches Trauma, viele Russen dagegen an das glorreiche Ende des Zweiten Weltkriegs.

Man muss wissen: 97 Prozent der Bewohner sind ethnische Russen, also russischsprachig, ein Drittel hat einen russischen Pass. Wladimir Putin ist wohl Dauer-gast auf den TV-Schirmen der Stadt. Das gilt nach wie vor, obwohl Estland den Zugang zu russischen Medien, gerade auch zu den sozialen Medien, nach Ausbruch des russischen Angriffskriegs limitierte.

Eine in Narva aufgewachsene ethnische Russin, die in Brüssel und Paris erfolgreich studierte und nun in München lebt, sich für den Studentenverband der Europäischen Volkspartei (EVP) in führenden Positionen engagierte, fühlt sich in ihrer Würde gekränkt und um ihre Kindheitserinnerungen beraubt. Sie postete dementsprechend ein Foto mit ihrer kleinen Tochter mit dem Panzersymbol in den sozialen Netzwerken.

Vor ein paar Jahren sagte man noch: In Narva, auf halbem Weg zwischen Sankt Petersburg (140 Kilometer östlich) und der

Hauptstadt Tallinn (210 Kilometer westlich) fängt EU-Europa an. Spätestens seit dem 24. Februar 2022 hört Europa hier auf.

Ein neuer Eiserner Vorhang hat sich auf- oder besser breitgemacht. Es wird dunkel, um nicht zu sagen zappenduster. Damit ist nicht die Dunkelheit im Herbst oder Winter gemeint, die in den baltischen Staaten dann bereits am Nachmittag einsetzt.

Geschichte ist nicht trivial, sondern komplex, wie der Fall Estlands zeigt: Die Priorität in der Vergangenheitsbewältigung liegt bei der Bedeutung der Deportationen von Esten in sowjetische Gulags zwischen 1941 und 1949: In der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1941 wurden etwa 10.000 Menschen nach Sibirien deportiert. Mehr als die Hälfte davon starb auf dem Weg dorthin oder kehrte später nicht aus den Lagern zurück. Bei einer weiteren Deportationswelle im März 1949 mussten 20.000 Esten unter Gewaltanwendung ihre Heimat verlassen.

Die erst nach der Unabhängigkeit aufgearbeitete Geschichte spielt in der Erinnerungskultur eine zentrale Rolle, denn verglichen mit den in den sowjetischen Gulags ermordeten Esten gibt es nur eine geringe Zahl an ethnischen Holocaustopfern. Nach Schätzungen starben 1.500 bis 2.000 Menschen im Konzentrationslager Klooga unweit von Tallinn, fast alle waren sie Jüdinnen und Juden, die aus Lettland oder Litauen kamen. Damit nimmt Estland eine andere Perspektive ein als andere Länder. Im Jahr 2000 äußerte der damalige Bildungsminister Tõnis Lukas, ein keineswegs radikaler Politiker, der Holocaust sei nicht wichtig genug für Estland, um ihm jenseits des Lehrplans besondere Aufmerksamkeit zu zollen.

Hier geht es auch um Destabilisierung: Der Finne Risto Teinonen, der 2002 die estnische Staatsbürgerschaft wegen seiner Verdienste bekam, musste diese auf Veranlassung des damaligen Staatspräsidenten Toomas Hendrik Ilves zurückgeben. Er trug zum Beispiel auf Fotos die nationalsozialistische Armbinde neben dem Verdienstorden, offensichtlich aus Gesinnung. 2015 bekam er ein fünfjähriges Einreiseverbot. Der finnische Russland-Apologet und „Putin-Anhänger“ Johan Bäckman gilt ebenfalls als Persona non grata. Der Buchautor bezeichnete die estnischen Medien im Gegensatz zu den russischen Medien als unfrei und sah keine sowjetische Okkupation.

2016 berichtete der estnische Geheimdienst, dass zwei Rechtsextremisten aus Russland nach Estland „entsandt“ worden seien, um bei öffentlichen Events neo-nationalsozialistische Symbole zu zeigen. 2022 ist es durch den Krieg Russlands gegen die Ukraine zu einer neuen Welle von Einreiseverboten gekommen, die auch zwei bekannte Künstler betrifft, die in der Vergangenheit mit Putin sympathisierten und in Estland auftreten sollten.

Russisches Säbelrasseln gegen das Baltikum

Zurück zu Russland: Präsident Putin wirft den baltischen Staaten vor, russische Bürger zu vertreiben. Er sehe durch dieses Vorgehen „die Sicherheit Russlands“ gefährdet. Auslöser war offenbar die Nachricht, dass die lettische Regierung im Januar Russen ohne lettische Sprachkenntnisse die Abschiebung androhe. Russland hat vermeintliche Benachteiligung von Staatsbürgern bereits mehrfach als Kriegsgrund herangezogen. Der ehemalige russische Präsident Dmitri Medwedew nannte die Länder Estland, Lettland und Litauen „unsere baltischen Provinzen“.

Noch vor dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine trainierte Russland gemeinsam mit Belarus jahrelang bei sogenannten „Sapad“-Manövern einen militärischen Konflikt mit Polen und dem Baltikum – in unmittelbarer Nähe zu den drei baltischen Staaten. Die Übungen seien rein defensiv, beschwichtigte Russland damals. Doch auch der Krieg gegen die Ukraine begann 2022 mit einem angeblichen gemeinsamen Manöver. Russland nutzte Belarus als Aufmarschgebiet und griff auch von dort aus die Ukraine an.

Der Westen sollte also nicht so naiv wie in der Vergangenheit sein. Das gilt auch und gerade für Länder wie Deutschland und Österreich. Dort hätte man besser und früher auf die baltischen Staaten hören sollen.

Der Autor ist Politikwissenschaftler und lebte von April 2014 bis August 2023 in der estnischen Hauptstadt Tallinn. Seither ist er als Forschungsdirektor des Europäischen Instituts für Terrorismusbekämpfung und Konfliktprävention (EICTP) in Wien tätig.

Chinas Macht und Schwäche

Wie der Krieg in der Ukraine beendet und jener um Taiwan verhindert werden kann, ahnt die Sinologin Weigel-Schwiedrzik **VON STEPHAN BAIER**

Der Westen denkt, China stehe im Ukraine-Krieg auf Seiten Putins. Peking selbst sieht das anders. Warum?

China kann sich nicht eindeutig auf die russische Seite stellen, weil es auch der Ukraine gegenüber vertraglich gebunden ist. China hat der Ukraine zugesagt, ihr in geeigneter Form Beistand zu leisten, wenn ihre territoriale Integrität verletzt wird. Natürlich liefert China aus geopolitischen Gründen keine Waffen an die Ukraine, aber Peking will sich auch nicht ganz auf die russische Seite stellen. Der Westen machte den Fehler, von China zu verlangen, sich klar zu positionieren. Damit hat man einen Akteur verloren, der eine Rolle dabei spielen könnte, den Krieg zu beenden. Derzeit sind die chinesisch-amerikanischen Beziehungen nicht gut, aber es gibt intensive Gespräche.

Putin und Xi Jinping betonen stets ihre tiefe Freundschaft. Doch Russland gerät in völlige Abhängigkeit von China.

So reibungsfrei ist diese Freundschaft nicht. Putin dürfte erkannt haben, dass er in dieser Situation wachsender Abhängigkeit von China jetzt Europa als Gegengewicht braucht, um die Verhältnisse auszubalancieren. Auch der Kontakt zu Nordkorea beweist, dass Putin das Asymmetrische der Beziehung zu Peking erkannt hat. Wie in der Zeit vor Gorbatschow zeigt Nordkorea wiederum, dass es mit beiden Seiten spielen kann: Es liefert riesige Mengen Munition an Russland und wird so für China schwerer zu kontrollieren. Putin schafft eine Situation, in der er Peking reizen kann. Diese Reibungen eröffnen Europa die Möglichkeit, zu überlegen, welchen modus vivendi wir mit Russland finden. Ebenso muss Putin daran interessiert sein, die Verhältnisse mit Europa wieder zu verbessern.

Welche Interessen hat China selbst im Ukraine-Krieg?

China hat viel in die „Belt & Road“-Verbindungen nach Europa investiert, darum ist der Krieg wirtschaftlich nicht günstig. Peking hatte erkannt, dass es eine Alternative braucht, wenn die Seewege nach Europa schwierig werden, wie nun im Roten Meer. Zugleich ist China nicht an einem Regimewechsel in Moskau interessiert. Auch ein Auseinanderfallen Russlands sieht Peking mit Skepsis, weil an seiner Grenze dann eine Reihe von Staaten entstünden, die eine pro-westliche Haltung einnehmen könnten.

Würde sich China bei einem Zerfall Russlands nicht selbst Teile des rohstoffreichen Ostens schnappen?

Wir dürfen China nicht überschätzen. Der Nordosten, der einst das „Powerhouse“ war, hat größte Schwierigkeiten: Hier herrscht



Susanne Weigel-Schwiedrzik war Universitätsprofessorin für Moderne Sinologie in Heidelberg (1989 bis 2002) sowie für Sinologie in Wien (2002 bis 2020). Die renommierte Chinawissenschaftlerin veröffentlichte zuletzt das Buch „China und die Neuordnung der Welt“ (Brandstätter Verlag). Foto: Glanz



Alles, was in China passiert, steht und fällt heute mit Xi Jinping (Mitte).

Foto: IMAGO/Xiuhua

mit einer Fertilität von 0,6 eine dramatische Entvölkerung; zudem findet keine wirtschaftliche Entwicklung statt. Der Schwerpunkt Chinas liegt auf Taiwan und dem Südchinesischen Meer. Der Westen hält ein Auseinanderfallen der Russischen Föderation für ein denkbare positives Szenario, aber China eindeutig für ein negatives. Ich sehe keinen Expansionshunger in Richtung Russland. Seine Position zu Sibirien wird sich nicht ändern, solange Russland nicht auseinanderfällt.

Hätte China nicht als einzige Macht das Gewicht, Putins Krieg zu stoppen und als Garant eines Friedens aufzutreten?

Ja, aber die Ukraine besteht darauf, dass es Verhandlungen nur auf der Grundlage des Vorschlags von Selenskyj geben darf. In Moskau wiederum besteht man darauf, dass China auf der Seite Russlands stehen muss. Daraus ziehen die Chinesen den Schluss, dass sie mit Amerika reden müssen. Die Chinesen hoffen, dass die Biden-Regierung einen Schritt macht, der die Hoffnung der amerikanischen Wähler auf Beendigung des Ukraine-Kriegs nähern könnte, und dass dadurch Biden Stimmen von jenen gewinnt, die die Demokraten wählen wollen, aber gegen das US-Engagement in diesem Krieg sind. Peking dankt, dass Selenskyj macht, was die Amerikaner fordern oder erwarten, weil die Ukraine von den USA abhängig ist. Ich meine, dass der Partner vor Ort eine wichtige Rolle spielt und den Großmächten nicht immer folgt. Hier sehe ich den Schwachpunkt der chinesischen Strategie.

Geht China davon aus, dass der Krieg in der Ukraine letztlich durch ein Arrangement zwischen Peking und Washington beendet wird?

Ja. Dabei muss man bedenken, dass die innenpolitischen Verhältnisse in China nicht stabil sind. Die Kraft zu internationalem Engagement, die man vor zwei Jahren noch spürte, ist heute weit weniger ausgeprägt.

Spielt aus chinesischer Sicht die Europäische Union hier irgendeine Rolle?

Ja, aber der geeignete Zeitpunkt wird erst kommen, wenn die Amerikaner – schneller

unter Trump, langsamer unter Biden – sich aus dem Krieg zurückziehen. Dann wird es nach chinesischer Auffassung zu Uneinigkeit unter den Europäern kommen. Darauf wartet Peking. Dann könnte sich China als Moderator einbringen, auch um seine Beziehungen zu Europa wieder zu stärken.

China und die USA konkurrieren um die globale Hegemonie, um den Platz Eins.

Beide wissen, dass ein direkter Konflikt zwischen zwei Nuklearmächten vermieden werden muss. Also wird er als Stellvertreterkonflikt über Taiwan ausgetragen. Darum haben die USA Südkorea und Japan, in gewisser Weise auch Indien und Australien, für sich in Stellung gebracht. Wenn wir aber innerhalb Chinas eine Instabilität wahrnehmen, können wir die Gefahr nicht ignorieren, dass China das Risiko eingehen könnte, einen direkten Angriff auf Taiwan zu wagen. Derzeit geben beide Seiten Signale, dass sie ihre jeweiligen Interessen im Pazifik haben, dass sie aber einen Krieg vermeiden wollen. Damit findet der Wettbewerb zunächst im Technologischen und Ökonomischen statt.

Die USA insistieren auf dem Status quo Taiwans, China stellt diesen infrage.

Die Taiwan-Frage wird in der Volksrepublik innenpolitisch genutzt, um der Bevölkerung zu demonstrieren, dass man eine Großmacht ist. Taiwan ist der Ort, an dem demonstriert wird, dass die USA den Großmachtstatus und die Gleichberechtigung Chinas ernst nehmen müssen. Die Chinesen glauben, dass sie letztlich die Taiwanesen dazu bringen, einen neuen Status quo zu akzeptieren, was nur durch amerikanischen Druck geht. China will zeigen, dass die Amerikaner gar nicht anders können, als auf ihre Wünsche einzugehen. Grundsätzlich geht man in Peking davon aus, dass Amerika auf dem absteigenden Ast ist.

Ab Herbst könnten aus den USA irrationale Signale kommen. Könnte eine irlichternde US-Außenpolitik China verleiten, militärisch Fakten zu schaffen?

Schon in Bidens Strategie ist die Verlagerung des Schwerpunkts in den Pazifik verankert. Auch heißt es hier, dass China als

einzigste Macht in der Lage ist, die Position Amerikas in der Welt infrage zu stellen. Darin sind sich beide Präsidentschaftskandidaten einig. Wenn Trump gewählt wird und seine Ankündigung wahr macht, sich aus der Ukraine zurückzuziehen, hätte er die Möglichkeit, die Chinesen davon abzuhalten, den Amerikanern Schritt für Schritt etwas abzuhandeln. Diese Perspektive macht die Chinesen nervös. Sie fürchten, dass die von ihnen definierte rote Linie durch die Erklärung der Unabhängigkeit Taiwans überschritten wird. Gemäß ihrem Anti-Sessionsgesetz müssten die Chinesen dann militärisch eingreifen.

Hätte dieses Szenario das Potenzial zu einem Weltkrieg?

Es wäre jedenfalls kein regional begrenzter Krieg mehr. Auch Frankreich und Großbritannien sind vor Ort. Das Potenzial zum Weltkrieg sehe ich darin: Wenn der Ukraine-Krieg noch nicht zu Ende ist und gleichzeitig ein Krieg um Taiwan entbrennt, hätten wir einen euroasiatischen Krieg mit ähnlichen Akteuren. Dann ließe sich nicht mehr ausschließen, dass Nuklearmächte direkt in einen Krieg gegeneinander geraten.

Spricht das nicht dafür, die EU zu einem eigenständigen außenpolitischen Akteur mit weltpolitischer Rolle zu machen?

Aus chinesischer Sicht besteht das Problem darin, dass sich Europa eindeutig an die Seite der USA gestellt hat, dass eine Vermittlerrolle Europas im Ukraine-Krieg also nicht vorstellbar ist. Ich denke, die EU hätte ein Interesse, sich in die Taiwan-Frage einzubringen, um hier als dritter Akteur aufzutreten. Die EU müsste erkennen, dass sie gute Beziehungen zu den USA wie zu China hat und aus diesem Grund dort besser aktiv werden könnte als in der Ukraine-Frage.

Die EU definiert China als wichtigsten Handelspartner und als System-Konkurrenten. Stärkt gerade diese zwiespältige Haltung die Position der EU?

Die Chinesen hoffen noch, dass die Europäer etwas Abstand zu den USA halten. China will einen Keil zwischen Amerika und Europa treiben, wie Amerika einen

Keil zwischen China und Europa treiben will. Wir werden also von beiden Seiten umgarnt. Wenn wir uns strategisch autonom geben, müssen uns die Amerikaner anders behandeln als bisher. Ich meine, wenn die Chinesen zu einer Internationalisierung der Taiwan-Frage bereit wären, müsste es zu einer vertraglichen Abmachung kommen, die das neue Kräfteverhältnis zwischen China und Amerika in Rechnung stellt. Die Chinesen müssten überzeugt werden, eine internationale Konferenz über die Sicherheitsstruktur in diesem Teil der Welt zuzulassen; dabei könnten sie am Ende besser dastehen als zuvor, und die Amerikaner schlechter als heute. Leider ist das in den Köpfen der Chinesen noch nicht angekommen. Die Lösung wäre: Die Europäer engagieren sich in Taiwan, um einen Krieg zu verhindern; und die Chinesen engagieren sich in der Ukraine, um den Krieg zu beenden. Der Vorteil für China bestünde darin, dass Russland in seiner Existenz erhalten und Europa von Amerika entfernt würde.

Verhindern die inneren Probleme einen Erfolg Chinas im Hegemonialkonflikt mit den USA?

China ist immer dann schwach, wenn die Elite sich über die Strategie nicht einig ist. Das ist heute der Fall. Xi Jinping hat zwar alle aus dem Weg geräumt, die anderer Meinung sind, doch nun lastet alle Verantwortung für die schwierige Lage auf seinen Schultern, und unter seinen Mitstreitern regen sich Zweifel. Auch unter den Generälen hat Xi aufgeräumt, angeblich wegen Korruption, vermutlich aber, weil die GPS-Daten der Raketensilos für einen Angriff auf Taiwan an die USA verraten wurden. Ein solcher Geheimnisverrat ist nur mit einem Mangel an Loyalität in Teilen der militärischen Führung und tiefem Misstrauen zu erklären. Dazu kommt die Ein-Kind-Politik, die China nicht nur ein demografisches Problem beschert hat: Egal wie aufgeheizt die Gesellschaft ist, wollen die Familien nicht ihr einziges Kind, für das sie alles gegeben haben, in den Krieg gegen Taiwan schicken. Die Vorstellung, dass das Band der Generationen in der Familie nicht abreißen darf, ist in der chinesischen Kultur tief verwurzelt. Nach Berechnungen der chinesischen Armee bräuchte es 500 000 Soldaten, um Taiwan zu besetzen; davon würden in der ersten Woche 250 000 getötet oder verwundet. Was passiert, wenn die verhätschelten Einzelkinder in einen solchen Krieg geschickt werden?

Dazu kommt der wirtschaftliche Druck. Könnte Peking darauf setzen, den Druck im Inneren durch das Ventil einer Aggression nach Außen abzulassen?

Leider kann man aus der demografischen Entwicklung den Schluss ziehen, dass Peking den Anschluss jetzt oder gar nicht mehr schafft. Hinzu kommt, dass Xi Jinping gesagt hat, das Problem mit Taiwan müsse noch in seiner Generation gelöst werden. Das Projekt Wiedervereinigung ist eng mit seinem Namen verbunden. Darum muss jeder, der gegen einen Krieg zwischen der Volksrepublik und Taiwan ist, erkennen, dass eine Verbesserung der Situation nur kommt, wenn Xi Jinping nicht mehr an der Macht ist. Alles, was in China passiert, steht und fällt mit Xi: wenn die Wirtschaft nicht gut läuft, es kaum noch ausländische Direktinvestitionen gibt und der innere Konsum sich nicht entwickelt. Wer das analysiert und die Verhältnisse zwischen Partei und Militär, Partei und Bevölkerung auf einen guten Weg bringen will, kann eine Änderung an der Spitze andenken. Ein Machthaber wie Xi, der viele Funktionäre ins Gefängnis gesteckt oder in den Tod getrieben hat, bringt die Elite gegen sich auf. Und der Staat kann seiner Immobilienwirtschaft nicht unter die Arme greifen, weil alles in die innere Überwachung und die Aufrüstung gesteckt wird. Xi weiß, dass er jeden Tag in seiner Macht gefährdet ist.

LEITARTIKEL

Letzte Ausfahrt vor der Hölle



Über den Teufel wird in Kirchenkreisen nur ungern gesprochen. Doch wo der christliche Glaube schwindet, wächst das Grauen

VON REGINA EINIG

Der englische Konvertit Gilbert K. Chesterton hat die Crux der zeitgenössischen Theologie vor hundert Jahren prophetisch formuliert: „Der Teufel kann die Bibel zu seinem Zweck zitieren, und die Schriftstelle, die er heute am häufigsten zitiert, lautet: „Das Himmelreich ist in euch.“ Diese Stelle war für Pharisäer und Besservisser und selbstgerechte geistliche Tyrannen mehr Stütze und Halt als alle Dogmen der Welt. Sie diente dazu, Selbstzufriedenheit mit jenem Frieden gleichzusetzen, der alles Verstehen übersteigt.“ Im übersteigerten Selbstbild und dem Stolz auf sich selbst liegt die Wurzel des Versuchs, den Teufel aus der Lehre und Verkündigung der Kirche zu verbannen. Herbert Haags „Abschied vom Teufel“ von 1969 stellte nicht nur einen akademisch unredlichen Versuch dar, die Universitätstheologie auf eine lehramtsferne Spur umzuleiten, sondern sie entsprach dem Lebensgefühl einer Theologengeneration, die sich als Avantgarde einer neuen Zeit wähnte und mitunter vergaß, dass die Angeföhenheit des Menschen nicht am Taufbecken endet. Knapp sechzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil können Seelsorger landauf, landab ein Lied davon singen, dass der „Abschied

vom Teufel“ vollends misslungen ist. Die Zahl der Hilfesuchenden, die sich mit realen oder vermuteten Zumutungen durch Dämonen herumquälen, steigt. In den Pfarreien treffen sie in der Regel auf Priester, die auf einschlägige Anfragen nicht vorbereitet sind, und in den Ordinariaten walten Bistumsleitungen, die es mit der Anweisung von Johannes Paul II., dass in jeder Diözese ein qualifizierter Exorzist erreichbar sein soll, mehr oder weniger genau nehmen.

Dieses Paradox springt nicht zuletzt vor dem Hintergrund des Synodalen Wegs ins Auge: Ortskirchen, die sich viel darauf zugute halten, die Lebenswirklichkeit der Gläubigen zu kennen und die jahrelang schamvoll verschwiegenen Nöte der Menschen endlich tabufrei zur Sprache zu bringen, hören beim Stichwort „Exorzismus“ eisern weg, mögen hinter den Anfragen auch noch so leidvolle Lebensgeschichten stehen. Während keine Detailfrage innerhalb der Genderbewegung als zu marginal für die Synodaldebatte eingestuft wird, spart die Homepage der Deutschen Bischofskonferenz das Stichwort „Exorzist“ kategorisch aus.

Die nachkonziliaren Jahrzehnte haben aufschlussreich gezeigt, dass sich die Lehre

der Kirche vom personalen Bösen nicht mit dem pauschalen Vorwurf, eine Religion der Liebe und Barmherzigkeit dürfe die Menschen nicht mit Höllenangst einschüchtern, diskreditieren lässt.

Gerade die postmoderne Gesellschaft ist ein überzeugendes Beispiel dafür, dass das Christentum nicht einem friedlich-harmlosen Agnostizismus weicht, sondern Foren für sämtliche Formen des Okkultismus und Satanismus schafft. Vom akademisch geschürten Misstrauen gegenüber religiösen Dogmen haben von Anfang an die New Age- und Esoterikbewegungen profitiert – man denke nur an die schillernden Auftritte von Okkultisten in den 70er Jahren wie dem Löffelbieger Uri Geller.

Papst Franziskus hat aus seinem Glauben an die Existenz des personalen Bösen nie einen Hehl gemacht – und das ist gut so. Denn nur die Kirche kann den Ängsten, die Aberglaube, Magie und Satanismus in den Menschen auslösen können, mit Gebet und Sakrament verlässliche Auswege anbieten. Nur der Glaube an Christus erlöst letztlich vor der Höllenangst. Denn dass die Hölle existiert, wissen heute schon viele Kinder aus den digitalen Abgründen ihrer Schulhöfe.

„Dass die Hölle existiert, wissen schon Kinder aus den digitalen Abgründen ihrer Schulhöfe.“

KOMMENTAR

Jenseits des Schlachtenlärms

Ägypten und Jordanien arbeiten an einer Deeskalation

Von der Politik wie von der Propaganda unterscheidet sich die Diplomatie unter anderem in der Lautstärke. Wer auf diplomatischem Parkett erfolgreich sein will, muss still agieren. Das ist der Grund dafür, dass im nunmehr sechsmonatigen Krieg Israels gegen die Hamas von zwei Nachbarn vor allem sanfte und leise Töne zu vernehmen sind: Die Regierungen Ägyptens und Jordaniens agieren behutsam und deeskalierend. Ägypten hat mit Al-Sisi zwar eine säkulare Führung, aber eine überwiegend sunnitische Bevölkerung, deren Gefühle sie im Blick behalten muss. Dennoch ist Kairo (neben Katar) der entscheidende Schauplatz für die diplomatische Suche nach einem Ausweg aus der militärischen Eskalation – und damit aus der humanitären Katastrophe. Dabei hat Ägypten durchaus eigene Interessen: Es braucht die gefahrlose Schifffahrt durch das Rote Meer und zürnt darum den Huthi-Rebellen, es will eine humanitäre Katastrophe vor seiner Haustür ebenso verhindern wie Flüchtlingsströme vom Gaza-

streifen in den Sinai, und es will ein neuerliches Erstarken der Muslimbrüder und anderer salafistischer Gruppen vermeiden.

Auch Jordanien hat seine Gründe, an einer Deeskalation interessiert zu sein: Angesichts ihrer fragilen Staatlichkeit sind der Irak, Syrien und der Libanon in diesem Krieg zur Aufmarschzone des Iran und seiner Satelliten verkommen. Inmitten dieses schiitischen Minenfelds ringt das auf seine Souveränität bedachte Haschemitische Königreich Jordanien um seine Stabilität. König Abdullah verfügt über wenig militärische Stärke, aber über viel moralische Autorität, weil er in direkter Linie von Mohammed abstammt, und über die traditionelle Verantwortung für die heiligen Stätten des Islam in Jerusalem. Kairo und Amman widerlegen unter hohen Risiken und nicht erst seit dem 7. Oktober 2023 die falsche, aber weit verbreitete These, dass der Nahostkonflikt unlösbar sei, weil es zwischen Juden und Muslimen keine Versöhnung geben könne.

STEPHAN BAIER

GASTKOMMENTAR

Die Angriffe haben uns geint

Russland begeht einen Völkermord in der Ukraine

Von Beginn der groß angelegten Invasion an war es das oberste Ziel Russlands, Kiew, Charkiw und Odessa zu erobern. Kiew als Hauptstadt, Charkiw als wichtige Industriestadt und Odessa als wichtige Hafenstadt. Russland hat Odessa stets als russische Stadt bezeichnet, obwohl es schon immer eine multinationale Stadt war, wo 120 Nationalitäten leben. Davon machen die Russen 29, die Ukrainer 60 Prozent aus. In Odessa gab es eine starke Russifizierung, sogar die Schulen waren überwiegend russisch. Die russische Propaganda versuchte, alle davon zu überzeugen, dass die Einwohner Odessas der russischen Armee mit Blumen begegnen würden. Das Gegenteil war der Fall: Selbst ältere und behinderte Menschen bereiteten sich darauf vor, Odessa zu verteidigen. Auf allen Straßen entstanden Barrikaden, viele Flaschen mit Molotow-Cocktails wurden vorbereitet und jeder war bereit, die Stadt zu verteidigen.

In Odessa begann ein aktiver Kampf gegen russische Militärs, die als Saboteure geschickt worden waren, und gegen alle pro-russischen Kräfte. Alle russischen Symbole, Straßennamen und sogar russi-

sche Denkmäler wurden aus der Stadt entfernt. Die Menschen begannen, aktiv zur ukrainischen Sprache zu wechseln. All die Drohnen- und Raketenangriffe auf Odessa haben die Einwohner nur gestärkt und geeint. Das ist genau das, was der russische Aggressor nicht erwartet hatte und nicht akzeptieren will. Deshalb begann er, alles zu zerstören: Es ist ein Völkermord am ukrainischen Volk, die Zerstörung von allem Ukrainischen – von Schulen, Krankenhäusern, Universitäten, sogar Museen.

Nur weil Odessa etwas hat, womit es sich verteidigen kann, und glücklicherweise weit von Russland entfernt ist, hat es weniger gelitten als Charkiw, Mykolaiv oder Cherson. Trotz der häufigen Angriffe ist Odessa lebendig und gesund, mit Geschäftszentren, Seehäfen und Touristenzentren. Der ukrainische Patriotismus der Einwohner von Odessa nimmt weiter zu. Auch die Kirche spielt eine sehr wichtige Rolle bei der Einigung der Menschen, wie die Osterfeiertage gezeigt haben. Die Menschen beten, glauben und hoffen.

STANISLAW SZYROKORADIUK
Der Autor ist römisch-katholischer Bischof von Odessa.

PRESSESTIMMEN

Agnostiker können Antworten auf dem Grund ihrer Sehnsucht finden

Luis Herrero erörtert in der spanischen Zeitung „ABC“ die Auferstehung Jesu und deren Bedeutung für uns Menschen: In diesen Tagen steht die Auferstehung Jesus Christi im Mittelpunkt. Wir feiern etwas, das unserem Verstand so sehr widerstrebt, dass die Zeitgenossen Jesu, die ihn hatten sagen hören, dass er am dritten Tag auferstehen würde, es nicht recht glauben konnten. Die Auferstehung ist der Kern des Glaubens. Wenn es keine Auferstehung gibt, sagt Paulus, ist unser Glaube vergeblich. Wir stehen also vor einem tiefen Geheimnis, das uns herausfordert. Im Gegensatz zu Lazarus, der vom Tod zum Leben wie vom Schlaf zum Wachsein übergeht, erkennt niemand Christus sofort. Die endgültige Auferstehung, die das Tor zum ewigen Leben öffnet, wird viele Überraschungen für uns bereithalten. Meine agnostischen Freunde wenden sich manchmal an mich, in der Hoffnung, dass ich ihnen ein Argument liefere, um

an das zu glauben, was sie tief im Inneren glauben wollen. Ich wage zu behaupten, dass sie die Antwort, nach der sie suchen, auf dem Grund ihrer Sehnsucht finden werden, wenn sie nur lange genug suchen.

Die argentinische Justiz hat angeordnet, die Untersuchung der Verbrechen von Nicolás Maduro in Venezuela wieder aufzunehmen

Patricia Blanco berichtet darüber auf der panamerikanischen Plattform Infobae: Das Bundesgericht von Buenos Aires hat entschieden, die Untersuchung von Verbrechen und Menschenrechtsverletzungen in Venezuela unter der Regierung von Nicolás Maduro wieder aufzunehmen. Die Richter betonten die „extreme Schwere“ der Verbrechen und die Notwendigkeit schnellen Handelns zum Schutz der Zivilbevölkerung. Die Richter der Kammer I des Bundesgerichts betonten „die universelle Zuständigkeit und die extraterritoriale Kompetenz der Justizorgane der argentinischen Republik für eine ordnungsgemäße Beurteilung“. Darüber hinaus

wurde der Staatsanwalt Carlos Stornelli in dem Urteil angewiesen, alle Verfahren „zügig“ durchzuführen, um „ein Gegengewicht zu den kriminellen Handlungen der staatlichen Behörden der venezolanischen Regierung zu schaffen“. Sie ordneten außerdem an, dass die Angeklagten zur Vernehmung vorgeladen werden, „falls die gesetzlichen Voraussetzungen erfüllt sind.“ In einem der Voten wurde betont, dass der Fall „alle dringenden Vorsichtsmaßnahmen beinhalten sollte, die es ermöglichen, die Verantwortlichen dem Prozess zu unterziehen, darunter zum Beispiel einen sofortigen internationalen Haftbefehl.“

Vatikan-Erklärung zu Transgender und Leihmutterchaft ist bedauerlich
Zur neuen Erklärung des Vatikans, in der die Leihmutterchaft und Geschlechtsanpassungen als Verstöße gegen die Menschenwürde genannt werden, schrieb die italienische Zeitung „La Repubblica“: „Es ist sehr bedauerlich, dass der Vatikan die Geschlechtsanpassung verurteilt.

Offensichtlich kennt die Person, die dieses Dokument verfasst hat, keine Trans-Person aus erster Hand und liebt sie vor allem nicht und hat daher kein Problem damit, sie zu verurteilen und zu diskriminieren. Wie so oft, wenn man zu diesen Themen Stellung bezieht, urteilen diejenigen, die darüber urteilen, abstrakt, ohne etwas über die Realität derjenigen zu wissen, die sich nicht in dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht wiedererkennen. Das Gleiche gilt für die Leihmutterchaft. Wie viele heterosexuelle und homosexuelle Eltern, die eine Leihmutterchaft für andere in Anspruch genommen haben, kennt derjenige, der das Dokument verfasst hat? Weiß er, dass die Leihmutterchaft auch aus Solidarität – und nicht wegen des Geldes – mit denjenigen durchgeführt wird, die keine Kinder zeugen können? (...) Könnte das der Grund sein, warum Kirchen, die die Rechte von Homosexuellen und Transgender-Personen anerkennen, jeden Sonntag voll sind, während manche Gemeinden aus Mangel an Gläubigen schließen?“

Der Ukraine läuft die Zeit davon

Wegen des innenpolitischen Streits zwischen Demokraten und Republikanern im US-Parlament liegen Militärhilfen für die Ukraine derzeit auf Eis. Dazu schreibt die „Washington Post“: „Die militärische Lage der Ukraine ist nicht völlig hoffnungslos. (...) Doch auf dem Schlachtfeld droht ihr Zermürbung, während die Zivilbevölkerung unter einem ständigen Beschuss durch russische Bomben, Raketen und Drohnen steht. (...) Obwohl Russland den bemerkenswerten Kampfegeist der ukrainischen Bevölkerung nicht brechen kann, könnte dies ein Jahr sein, in dem Russland die immer dünner werdenden Frontlinien der Ukraine durchbricht. Sicherlich setzt Putin darauf sowie auf monatelange Verzögerungen in den USA und hofft auf die Rückkehr des ehemaligen Präsidenten Donald Trump ins Amt, der die republikanischen Mitglieder des Repräsentantenhauses dazu gedrängt hat, die Hilfen zurückzuhalten. (...) Der Ukraine läuft die Zeit davon.“



Das Sein zählt, nicht das Können

Jeder Person komme eine „unendliche Würde“ zu, die unveräußerlich in ihrem Wesen als Mensch begründet sei – „unabhängig von allen Umständen und in welchem Zustand oder in welcher Situation sie sich auch immer befinden mag“. Mit diesem Kernsatz beginnt die Erklärung „Dignitas infinita“ (Unendliche Würde) des vatikanischen Glaubensdikasteriums, die deren Präfekt, Kardinal Victor Manuel Fernández, am Montag der Öffentlichkeit vorgestellt hat. Das neue, etwa zwanzig Seiten umfassende Dokument geht also von einem ontologischen, seinsmäßigen Ansatz aus: „Die Kirche bekräftigt und bestätigt im Licht der Offenbarung in absoluter Weise diese ontologische Würde der menschlichen Person, die nach dem Bild und Gleichnis Gottes geschaffen und in Christus Jesus erlöst wurde.“

Wie es dann in den grundsätzlichen Kapiteln am Anfang heißt, spricht die Kirche nicht von einer „Würde der menschlichen Person“, weil eine „Person“ gemeinhin als „unteilbare Substanz der vernünftigen Natur“ definiert werde. Darüber aber gehe die kirchliche Definition hinaus. Selbst wenn ein Mensch die Fähigkeit, von seiner Vernunft Gebrauch zu machen, einbüßt oder ganz verliert, bleibt ihm die Würde, Mensch zu sein, uneingeschränkt erhalten. Keine Einschränkungen oder Bedingungen seien in der Lage, seine unveräußerliche Würde zu mindern. „Dies ist zum Beispiel bei einem ungeborenen Kind, bei einem bewusstlosen Menschen, bei einem alten Menschen im Todeskampf der Fall“, heißt es in der Erklärung. Auch in diesen Fällen komme jedem Menschen eine ontologische Würde zu, weil er von Gott geschaffen und geliebt werde.

Mit dieser ontologischen Begründung der Menschenwürde hebt sich die Kirche von vielen Begründungsversuchen der Moderne ab, die die Würde des Menschen von seinen Fähigkeiten abhängig machen, seine Vernunft selbstbestimmt zu gebrauchen. Mit anderen Worten: Ein ungeborenes Kind hat dieselbe „unendliche Würde“ wie ein dementer Greis oder eben jemand, der im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten ist.

Als grundsätzlichen Anlass gibt das Dokument selber die vor 75 Jahren von der Generalversammlung der Vereinten Nationen beschlossene Allgemeine Erklärung der Menschenrechte an, die noch von der „ontologischen Würde“ jeder Frau und jedes Mannes

Mit der Erklärung „Dignitas infinita“ bekräftigt der Vatikan die ontologische Begründung der Würde eines jeden Menschen als von Gott gewolltes und geliebtes Geschöpf

VON GUIDO HORST UND MAXIMILIAN LUTZ

ausgegangen sei. In einer der Erklärung vorangestellten „Präsentation“ fügt Kardinalpräfekt Fernández dem hinzu, dass die damalige Glaubenskongregation schon im März 2019 – also noch unter dem Präfekten Luis Kardinal Ladaria – beschlossen hatte, wegen „der jüngsten Entwicklungen des Themas im akademischen Bereich und dessen ambivalenten Auffassungen im heutigen Kontext“ einen neuen Text über das „Konzept der Würde der menschlichen Person innerhalb der christlichen Anthropologie“ zu verfassen. Die Arbeiten an dem Papier zogen sich hin, bis schließlich Papst Franziskus selber eingriff und Kardinal Fernández bei einer Audienz im November 2023 auftrag, zum einen beim Thema der Menschenwürde auch die Dramen der Armut, der Migranten, der Gewalt gegen Frauen, des Menschenhandels und des Kriegs miteinzubeziehen und zum anderen die Enzyklika „Fratelli tutti“ zum Ausgangspunkt der Betrachtungen über die Menschenwürde zu machen. Denn, wie Fernández schreibt: „Papst Franziskus wollte in der Enzyklika ‚Fratelli tutti‘ mit besonderem Nachdruck betonen, dass diese Würde ‚unabhängig von allen Umständen‘ besteht, und forderte alle auf, sie in jedem kulturellen Kontext, in jedem Augenblick des Lebens eines Menschen zu verteidigen, unabhängig von körperlichen, psychologischen, sozialen oder sogar moralischen Mängeln.“ Dann ging alles schnell und das Ergebnis liegt nun mit „Dignitas infinita“ vor.

Zunächst zählt das Dokument „schwerwiegende Verstöße“ gegen die Menschenwürde auf, die

„von besonderer Aktualität“ seien: Das Drama der Armut, den Krieg, das Leiden der Migranten, den Menschenhandel sowie den sexuellen Missbrauch und die Gewalt gegen Frauen. Dann behandelt die Erklärung Menschenrechtsverletzungen wie Abtreibung oder Euthanasie. Auch die Todesstrafe wird als „Verletzung der unveräußerlichen Würde jedes Menschen“ angeführt. Ausführlich widmet sich die Erklärung der Tötung des ungeborenen menschlichen Lebens. Ungeborene Kinder seien „die Schutzlosesten und Unschuldigsten von allen, denen man heute die Menschenwürde absprechen will, um mit ihnen machen zu können, was man will, indem man ihnen das Leben nimmt und Gesetzgebungen fördert, die erreichen, dass niemand das verbieten kann“, zitiert das Dokument Papst Franziskus. Die Verteidigung des ungeborenen Lebens setze die Überzeugung voraus, „dass ein menschliches Wesen immer etwas Heiliges und Unantastbares ist, in jeder Situation und jeder Phase seiner Entwicklung“. In Bezug auf Papst Johannes Paul II. heißt es: „Unter allen Verbrechen, die der Mensch gegen das Leben begehen kann, weist die Vornahme der Abtreibung Merkmale auf, die sie besonders schwerwiegend und verwerflich machen.“

„Dignitas infinita“ wendet sich auch gegen die Praxis der Leihmutter, „durch die das unermesslich wertvolle Kind zu einem bloßen Objekt wird“. Die Praxis der Leihmutter verletze in erster Linie die Würde des Kindes: Der legitime Wunsch, ein Kind zu bekommen, könne nie in ein „Recht auf ein Kind“ umgewandelt werden, „das die

Würde des Kindes selbst als Empfänger der freien Gabe des Lebens“ nicht respektiere, führt die Erklärung weiter aus. Gleichzeitig verletze Leihmutter auch die Würde der Frau, „die dazu gezwungen wird oder sich aus freien Stücken dazu entschließt, sich ihr zu unterwerfen“.

An der „Gender-Theorie“, so heißt es in dem Dokument, hebe die Kirche „entscheidende Kritikpunkte“ hervor. Das Dokument zitiert Papst Franziskus, der der Gender-Theorie eine zentrale Rolle unter den „ideologischen Kolonisierungen“ zusprach. Die Gender-Theorie sei „sehr gefährlich“, da sie „mit ihrem Anspruch, alle gleich zu machen, die Unterschiede auslöscht“. Die Kirche erinnere daran, so das Vatikan-Schreiben, „dass das menschliche Leben in all seinen Bestandteilen, körperlich und geistig, ein Geschenk Gottes ist, von dem gilt, dass es mit Dankbarkeit angenommen und in den Dienst des Guten gestellt wird“. Über sich selbst verfügen zu wollen, wie es die Gender-Theorie vorschreibe, bedeutet nichts anderes, „als der uralten Versuchung des Menschen nachzugeben, sich selbst zu Gott zu machen“.

Bei der Vorstellung der Erklärung am Montag in Rom wollte Kardinal Fernández den anwesenden Journalisten aber auch noch eine besondere Botschaft mitgeben: Es gebe auch Kardinäle unter den Kritikern von Papst Franziskus, die behaupten würden, man müsse nur das unfehlbare Lehramt von Franziskus ernst nehmen, alles, was er sonst erkläre, habe keinen verpflichtenden Charakter. Dem aber sei nicht so, stellte Fernández klar und zitierte entsprechende Textstellen aus dem Codex des Kirchenrechts und der Dogmatischen Konstitution „Lumen gentium“ des Zweiten Vatikanums über die Kirche. Auch dem gewöhnlichen Lehramt des Papstes sei mit religiösem Gehorsam zu folgen. Er sei sich sicher, dass Franziskus nie „ex cathedra“, also mit dem Gewicht der Unfehlbarkeit eine Lehre definieren würde. Aber dennoch hätten die Gläubigen – auch die Priester, Bischöfe und Kardinäle, die einen entsprechenden Eid abgelegt hätten – die Pflicht, dem ordentlichen Lehramt des amtierenden Papstes zu folgen. Fernández nannte das Schreiben „Amoris laetitia“. Im Hinterkopf dürfte er aber die auch im Weltepiskopat weit verbreitete Kritik an der von Franziskus ausdrücklich approbierten Erklärung „Fiducia supplicans“ gehabt haben.

Siehe auch Seite 10.

PERSONALIEN

Der emeritierte Bischof von Chur, **VITUS HUONDER**, wird am 17. April in der Gruft des Seminars der Piusbruderschaft in Ecône in der Schweiz bestattet. Das Requiem findet vormittags in der Seminar-kirche statt. Huonder war am 3. April im Alter von 81 Jahren nach schwerer Krankheit im Institut Sancta Maria der Priesterbruderschaft im schweizerischen Wangs verstorben. Bereits am 19. März war er in ein Churer Krankenhaus eingeliefert worden. Huonder wurde am 21. April 1942 in Trun, im schweizerischen Kanton Graubünden geboren. Nach seiner Priesterweihe im Jahr 1971 beschränkt Huonder eine wissenschaftlich-theologische Laufbahn: 1973 wurde er an der Universität de Fribourg promoviert; 1989 folgte die Habilitation in Liturgiewissenschaft. Nach einigen seelsorgerischen Stationen in der Schweiz wurde Huonder im Jahr 1990 von Bischof Wolfgang Haas zum Domkanoniker in Chur berufen. Zudem ernannte ihn der Bischof zum Generalvikar für Graubünden, Glarus und das Fürstentum Liechtenstein. 2007 erfolgte Huonders Bischofswahl durch das Churer Domkapitel. Nach einer von Papst Franziskus um zwei Jahre verlängerten Amtszeit verzichtete Huonder im Mai 2019 schließlich altersbedingt auf sein Amt. Es war auch unter dem Pontifikat von Franziskus, dass Huonder mit der delikaten Aufgabe betraut wurde, mit der Piusbruderschaft in Verbindung zu treten und die Möglichkeiten einer kanonischen Anerkennung auszuloten. Der kirchenrechtliche Status der Piusbruderschaft, die Ende der 1980er Jahre unerlaubte Bischofsweihen vollzog und bis heute einigen Dokumenten des II. Vatikanums die Anerkennung verweigert, ist nicht restlos geklärt. Bei der Piusbruderschaft, der er nie offiziell beigetreten ist, schien der Brückenbauer Huonder eine neue geistige Heimat gefunden zu haben. Seit seiner Emeritierung lebte er im Institut Sancta Maria, einem Knabeninternat der Bruderschaft. Zuletzt hat sich Bischof Huonder mit der für ihn typischen ruhigen, durchdachten und doch bestimmten Art unter anderem in aufwendig produzierten Videos für den unverfälschten Erhalt der Lehre und für die Pflege des überlieferten Ritus ausgesprochen.

Der Theologe **GERHARD LOHFINK** ist tot. Wie der Herder Verlag letzte Woche in Berlin mitteilte, starb der Bibelwissenschaftler am 2. April in Ebenhausen bei Augsburg. Er wurde 89 Jahre alt. Der gebürtige Frankfurter war Priester des Bistums Limburg und gehörte bis zu deren Auflösung der Katholischen Integrierten Gemeinde an.

Franziskus preist Benedikt und kritisiert Gänswein

Der Papst äußert sich in einem spanischen Interviewbuch über seinen Vorgänger – und handelt sich den Widerspruch von Benedikts Biograf Peter Seewald ein **VON JOSÉ GARCÍA UND DOROTHEA SCHMIDT**

Das kürzlich erschienene Interviewbuch „El sucesor“ („Der Nachfolger“) des spanischen Journalisten Javier Martínez-Brocal beleuchtet vor allem das Verhältnis zwischen Franziskus und Benedikt. Bereits in der Einführung zieht der Autor ein Resümee: „Als ich ihn um dieses Interview bat, waren seine ersten Worte bereits eine Zusammenfassung der fast zehnjährigen Koexistenz der beiden Päpste: ‚Benedikt war wie ein Vater für mich, wie sanft er mich auf diesem Weg begleitet hat.‘“

Ein roter Faden im Buch ist das Lob, das Franziskus seinem Vorgänger stets entgegenbringt. Daher war der Autor des Buches, wie Martínez-Brocal festhält, überrascht darüber, „dass das ‚Narrativ‘ eines angespannten Verhältnisses zwischen den beiden Päpsten erneut aufgegriffen wurde. Plötzlich beginnen Personen, die Benedikt nahestanden, wie sein persönlicher Sekretär Georg Gänswein, dieses Narrativ zu untermauern, indem sie die Differenzen und Missverständnisse, die sie zwischen den beiden Pontifex erlebt hätten, auf den Tisch brachten.“

Franziskus spricht in dem Interviewbuch ausführlich über die konkrete Art der „Begleitung“ seines Pontifikats durch den emeritierten Papst: „Er hat mich wachsen lassen, er hat mir Geduld gegeben. Und wenn er etwas nicht klarsah, hat er drei- oder viermal nachgedacht, bevor er es mir sagte. Er ließ mich erwachsen werden und gab mir die Freiheit, Entscheidungen zu treffen. Er mischte sich nie ein. Einmal, als es eine Entscheidung gab, die er nicht verstand, fragte er mich ganz selbstverständlich danach. Er sagte: ‚Ich verstehe das zwar nicht, aber die Entscheidung liegt in Ihren Händen‘. Ich erklärte ihm die Gründe, und er war damit zufrieden. Er hat mir nie seine Unterstützung entzogen. Vielleicht gab es etwas, was ich tat, mit dem er nicht einverstanden war, aber das hat er nie gesagt. Wenn ich ihn auf ein Problem ansprach, sagte er: ‚Nun, wir sollten das so oder so sehen‘. Er hat das Feld erweitert. Er hatte die Fähigkeit, den Blick zu weiten und mir zu helfen, eine gute Entscheidung zu treffen.“

Franziskus äußert sich auch ausführlich über das Konklave nach dem Tod Johannes



Ein Bild päpstlicher Harmonie, dem mitunter widersprochen wird. Papst Franziskus bei einer Begegnung mit seinem Vorgänger. Foto: KNA

Pauls II. Zunächst stellt er klar: „Kardinäle legen einen Eid ab, nicht zu verraten, was im Konklave geschieht, aber Päpste haben die Erlaubnis, darüber zu sprechen.“ Der Heilige Vater erklärt weiter: „Ich hatte zu-fällig vierzig der einhundertfünfzehn Stimmen in der Sixtinischen Kapelle. Sie reichten aus, um die Kandidatur von Kardinal Joseph Ratzinger zu stoppen, denn wenn sie weiter für mich gestimmt hätten, hätte er die für die Wahl zum Papst erforderliche Zweidrittelmehrheit nicht erreichen können.“ Es sei ein regelrechtes Manöver gewesen, das „darin bestand, meinen Namen vorzuschlagen, die Wahl Ratzingers zu blockieren und dann über einen anderen dritten Kandidaten zu verhandeln. Später wurde mir gesagt, dass sie keinen ‚ausländischen‘ Papst wollten“. Kardinal Ratzinger sei „sein Kandidat“ gewesen: „Er war der Einzige, der zu diesem Zeitpunkt Papst werden konnte. Nach der Ära Johannes Pauls II., einem dynamischen Pontifex, der sehr aktiv, initiativ und reiselustig war, brauchte man einen Papst, der ein gesundes Gleichgewicht halten konnte, einen Übergangspapst.“

Kritische Worte findet der Pontifex über Benedikts Sekretär Erzbischof Georg Gänswein: „Ich sage mit Bedauern, dass sein Sekretär es mir manchmal schwer gemacht hat“, so Franziskus über Erzbischof Gänswein. Abgesehen von der „Spitze“, Gänswein habe für den Umzug nach Deutschland „zwei Lastwagen mit seinen Sachen“

beladen, spricht der Papst zwei Punkte an, die beide mit Buchveröffentlichungen zu tun haben. Das eine bezieht sich – in den Worten des Interviewers – darauf, dass Kardinal Robert Sarah die Veröffentlichung eines gemeinsam mit Benedikt XVI. unterzeichneten Buches mit dem Titel „Aus der Tiefe unseres Herzens“ angekündigt habe, was als Einmischung und Druckmittel auf Franziskus empfunden worden sei, weil Franziskus noch mit dem Apostolischen Schreiben „Querida Amazonia“ beschäftigt gewesen sei. Darauf sagt Franziskus: „Nun, wie Sie wissen, war ich nach der Veröffentlichung des Buches von Kardinal Robert Sarah, das angeblich mit dem emeritierten Papst unterzeichnet war, gezwungen, Benedikts Sekretär um eine ‚freiwillige Beurlaubung‘ oder einen ‚freiwilligen Urlaub‘ zu bitten, wobei er die Position des Präfekten des Päpstlichen Hauses und auch das Gehalt behalten konnte.“

Auf die Frage, ob die Veröffentlichung von „Nichts als die Wahrheit. Mein Leben mit Benedikt XVI.“ von Georg Gänswein ihn erschüttert habe, sagte er: „Es erfüllt mich mit großer Trauer, dass am Tag der Beerdigung ein Buch veröffentlicht wird, das mich zerreißt und Dinge erzählt, die nicht wahr sind, das ist sehr traurig (...) Es hat mich verletzt, dass Benedikt benutzt wurde. Das Buch wurde am Tag der Beerdigung veröffentlicht, und das habe ich als einen Mangel an Edelmut und Menschlichkeit empfunden.“

Auch an anderen Stellen drückt Franziskus sein Unbehagen gegenüber dem ehemaligen Sekretär von Benedikt XVI. aus: „Ich erinnere mich an einen Fall, in dem ich den Leiter einer Abteilung ablöste und die Entscheidung eine gewisse Kontroverse auslöste. Inmitten des ganzen Lärms ergriff der Sekretär die Initiative, diese Person zu Benedikt zu bringen, weil sie ihn begrüßen wollte. Da der emeritierte Papst sehr freundlich war, stimmte er zu. Das Problem ist, dass das Foto dieses Treffens in Umlauf gebracht wurde, als ob Benedikt auf meine Entscheidung antworten würde. Ehrlich gesagt, war das nicht richtig.“

Benedikts Biograf Peter Seewald widerspricht der Darstellung von Papst Franziskus, der Papst aus Bayern sei „ein Übergangspapst“ gewesen, in einem Interview mit der „Katholischen Sonntagszeitung für das Bistum Regensburg“. Benedikt XVI. habe nicht nur „entscheidende Weichen“ gestellt, sondern auch Geschichte geschrieben, so Seewald. Laut dem Historiker Peter Watson sei er auf einer Ebene mit Beethoven, Bach und Hölderlin anzusiedeln.

Zu den Neuerungen, die Benedikt XVI. zu verdanken seien, gehören laut Seewald „offene Bischofssynoden“, die Benedikt als erster eingeführt habe. Er habe das vatikanische Finanzwesen umgebaut, „erzielte gewaltige Fortschritte im interreligiösen Dialog“ und „intensivierte die Beziehung zum Judentum, die nie besser war als in seiner Amtszeit“. Auch erinnert Seewald daran, dass Benedikt als erster Papst entscheidende Maßnahmen gegen sexuellen Missbrauch in der Kirche gemäß einer „Null-Toleranz-Strategie“ ergriffen habe. Auch habe Franziskus’ Vorgänger „als Einziger die Erfahrung, den Kopf, das Herz, die Noblesse“ und die Demut gehabt, „um das Erbe des großen Johannes Paul II. in eine neue Zeit zu führen“. Seewalds Fazit: Benedikt XVI. gelte als der „größte Theologe, der jemals auf dem Stuhl Petri saß, und als der Kirchenlehrer der Moderne“ – und als der meistgelesene dazu. Für ihn selbst sei Benedikt ein Hirte gewesen, „der sich in der Sorge um die Menschheit“ und „die treue Überlieferung der Botschaft Christi nicht schonte“.

IM BLICKPUNKT

„So ist es“ statt „wünsch Dir was“



Darum lohnt die Lektüre und das Studium der Anfang der Woche in Rom vorgestellten Erklärung „Dignitas infinita“ **VON STEFAN REHDER**

Wer sich auf den Standpunkt stellt, zum Thema Menschenwürde müsse längst alles gesagt sein, kann auf gute Argumente verweisen. Seit der Präsentation der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ der Vereinten Nationen, in der die Menschenrechte aus der dem Menschen innewohnenden Menschenwürde abgeleitet werden, sind 75 Jahre verstrichen. Auch würdige und begrüßte die katholische Kirche in Gestalt des heiligen Papstes Johannes XXIII. diese in der Enzyklika „Pacem in terris“ (1963) als Grundlage einer gerechten Ordnung des Zusammenlebens. Und auch danach hat sich das Lehramt der katholischen Kirche immer wieder mit der Menschenwürde und den aus ihr resultierenden Rechten und Pflichten befasst. So etwa in den beiden Instruktionen der vatikanischen Glaubenskongregation „Donum vitae“ (1987) und „Dignitas personae“ (2008) sowie in der Enzyklika „Evangelium vitae“ (1995) des heiligen Papstes Johannes Pauls II.

Und doch muss über die Menschenwürde und die aus ihr fließenden Rechte immer neu nachgedacht werden. Schon weil es im Zuge technologischer und kultureller Veränderungen wie etwa der Digitalisierung und der Gender-Ideologie neue Herausforderungen wie das Cybermobbing oder Geschlechtsumwandlungen gibt, die auch unter dem Gesichtspunkt der Menschenwürde diskutiert werden müssen, weshalb die Menschenrechte gar keinen abgeschlossenen Kanon bilden können. Damit nicht genug, leben wir in einer Epoche, in der die Menschenwürde mit Füßen getreten wird und Menschenrechte auf breiter Front abgeräumt werden. Religions-, Meinungs- und Versammlungs- und Religionsfreiheit, aber auch das für Missbrauch anfällige Recht auf Asyl werden inzwischen auch in demokratischen Staaten massiv bedroht. Mehr noch: Die notwendige Entwicklungsoffenheit der Menschenrechte birgt auch die Gefahr, dass unter Berufung auf die Men-

schenswürde Etikettenschwindel betrieben und neue Menschenrechte herbeigezogen werden. Orwell lässt grüßen. So etwa, wenn heute von einem Recht auf selbstbestimmtes Sterben oder aber auf Abtreibung die Rede ist. Es gibt also reichlich Anlass für die Annahme, dass zur Menschenwürde längst nicht alles gesagt ist. Tatsächlich ergänzt und komplementiert die am Montagmittag in Rom veröffentlichte Erklärung des Dikasteriums für die Glaubenslehre das von der Kirche diesbezüglich bislang Dargelegte um zahlreiche Facetten. Das sorgfältige Studium des 23-seitigen Dokuments und seiner auf zwei weiteren Seiten dargelegten interessanten Entstehungsgeschichte lohnt also. Denn „Dignitas infinita“ (deutsch: „Unendliche Würde“) erweitert nicht nur das bisherige Verständnis der Gottesebenbildlichkeit des Menschen als Geschöpf Gottes, sondern bedauerlicherweise auch den nicht gerade kurzen Katalog der Verstöße gegen

die Menschenwürde. Mehr noch: Dignitas infinita öffnet auch, „Evangelium vitae“ gewissermaßen aktualisierend fortschreibend, die Augen für die unleugbaren Verpflichtungen, die sowohl Staaten als auch dem einzelnen Bürger aus der bedingungslosen Menschenwürde erwachsen. Das wird nicht allen gefallen. Den einen nicht, weil sie Themen wie Abtreibung, Euthanasie, Leihmutterchaft und Geschlechtsumwandlungen dort für überbetont erachten werden. Den anderen nicht, weil sie sich nicht mit der ungleichen Verteilung von Gütern oder der Zerstörung der Schöpfung befassen wollen. Natürlich wird, wer nach dem Haar in der Suppe sucht, auch diesem Dokument einiges vorwerfen können, so etwa, dass das Menschenrecht auf Religionsfreiheit darin nicht eigens behandelt wird. Nur eben nicht, dass es partikuläre Interessen bedient.

„Der Heilige Vater ruft regelmäßig an“

Das Lateinische Patriarchat versucht, den Christen im Heiligen Land neue Perspektiven zu eröffnen: Ein Gespräch mit Cornelia Kimberger, Vorsitzende der Heilig-Land-Kommission des Ritterordens vom Heiligen Grab zu Jerusalem **VON REGINA EINIG**

Cornelia Kimberger hat mit ihrem Ehemann die Kar- und Ostertage 2024 im Heiligen Land verbracht und mit dem Lateinischen Patriarchen Kardinal Pierbattista Pizzaballa, den einheimischen Christen und Pilgern Palmsonntag und das Triduum gefeiert. Der Kanzler der Deutschen Statthalterei des Ritterordens vom Heiligen Grab zu Jerusalem, Ferdinand Giese, begleitete die ersten Tage der Pilgerreise. Sie führten zahlreiche Gespräche im Lateinischen Patriarchat und besuchten Projekte der Deutschen Statthalterei des Ritterordens vom Heiligen Grab, darunter das vom Lateinischen Patriarchat neu gegründete Familienzentrum in Haifa und die Bethlehem-Schwester im Marienheiligtum „Königin von Palästina“ in Deir Rafat.

Der Lateinische Patriarch hat vor Ostern vor einer Hungersnot im Heiligen Land gewarnt. Was kann das Patriarchat in dieser Lage tun?

Wir haben durch das Lateinische Patriarchat erfahren, dass durch die Auswirkungen des Krieges etwa 70 Prozent der Palästinenser, damit auch viele Christen, arbeitslos geworden sind. Vor allem in Bethlehem, aber auch in Jerusalem sind Christen von der Arbeit im Tourismussektor abhängig. Die Touristen bleiben aus. Vielen palästinensischen Christen in Israel wurde deshalb ihre Arbeitsstelle gekündigt. Auch Christen aus Palästina, die in Israel arbeiteten, sind seit dem 7. Oktober 2023 arbeitslos. Insgesamt betrifft dies, so die Aussagen, etwa 100 000 Palästinenser. Diese arbeiten in der Landwirtschaft, im Bauwesen, im Reinigungssektor und in vielen Bereichen als Hilfskräfte. Das Lateinische Patriarchat kümmert sich humanitär intensiv um die auch der Deutschen Statthalterei anvertrauten Christen.

Wie sieht das konkret aus?

Für Bedürftige werden Nahrungsmittelgutscheine ausgegeben. Im medizinischen Bereich wird mit Arztbehandlungen und Medikamenten geholfen. Die Sozialabteilung des Lateinischen Patriarchats unterstützt zudem finanziell die Begleichung von ausstehenden Mieten, Versicherungen und Steuern. Wichtig sind auch Beihilfen für Studien- und Schulgeldgebühren. Vor Ort konnten wir uns überzeugen, dass es den Christen an Einkommensmöglichkeiten fehlt. Sogar Angehörige der Bewohner des Altenheims in Bet Afram in Taybeh können nicht mehr für die Heimkosten aufkommen.

Spanien: Kirche für Legalisierung von Migranten

MADRID (DT/KNA) Die Kirche in Spanien wirbt für eine Legalisierung hunderttausender illegaler Einwanderer. An einer entsprechenden Unterschriftensammlung der spanischen Caritas beteiligten sich nach eigenen Angaben mehr als 700 000 Menschen. Die in Spanien regierenden Sozialisten von Ministerpräsident Pedro Sanchez kündigten daraufhin am Dienstag an, eine einschlägige Gesetzesinitiative im Parlament zu unterstützen. Durch diese könnten gut 500 000 illegal im Land lebende Migranten einen regulären Aufenthaltsstatus bekommen. Auch der linke Koalitionspartner Sumar und mehrere Regionalparteien sind offen für den Vorschlag, weshalb eine Mehrheit wahrscheinlich erscheint.



Friedliche Osterfeierlichkeiten erlebte Cornelia Kimberger in Jerusalem – hier bei der Prozession in der Grabeskirche. **Foto: Privat**

Ein wichtiger Baustein der Hilfen des Lateinischen Patriarchats ist das Arbeitsbeschaffungsprogramm für Jugend und Frauen. Damit soll sichergestellt werden, dass diese nicht auf Beihilfen angewiesen sind, sondern – als Ausdruck ihrer Würde – selbst für ihren Unterhalt sorgen können. Junge Erwachsene und Frauen werden dabei unterstützt, ihr eigenes kleines Unternehmen zu gründen und damit in die Selbstständigkeit begleitet. Mit diesem Programm möchte das Lateinische Patriarchat der Abwanderung, vor allem junger Menschen, entgegenwirken.

In Gaza leben noch gut hundert Katholiken. Welchen Eindruck haben Sie von der Pfarrei?

Ich war nicht in Gaza und kann daher nicht von persönlichen Eindrücken berichten. Allerdings bin ich im ständigen Kontakt mit Pfarrer Gabriel Romanelli von der Pfarrei Heilige Familie in Gaza-Stadt, den ich auch in Jerusalem getroffen habe. Als der Krieg ausbrach, konnte er nicht mehr zurück zu seiner Pfarrei, da er gerade in Bethlehem war. Er ist das Sprachrohr der Christen in Gaza. 1100 Christen zählte Gaza vor dem Krieg, davon 121 Katholiken. Gut 550 lateinische und orthodoxe Christen leben nun zusammen auf dem Pfarreigelände im Norden des Gazastreifens. Einige der Christen

konnten den Gazastreifen verlassen. Die verbliebenen Christen werden intensiv und liebevoll von Father Yusuf, dem Stellvertreter von Pfarrer Romanelli, betreut. Gottesdienste und Gebete über den Tag verteilt geben den Christen Hoffnung und Kraft. Es fehlt jedoch an Nahrung, Medikamenten und sauberem Wasser. 20 Menschen wurden bislang getötet und 11 starben aufgrund mangelnder medizinischer Versorgung. Der Heilige Vater ruft die Gemeinde regelmäßig an und ist im Gebet mit den Menschen dort verbunden.

Konnten Sie sich im Heiligen Land ungehindert bewegen und alle Projektpartner aufsuchen?

In Israel konnten wir – trotz der objektiv bestehenden Gefahren und Kriegsverhältnisse – überall hinfahren. In einigen Gegenden waren die Sicherheitsvorkehrungen jedoch erhöht.

Auch unsere Fahrt nach Bethlehem war möglich. Der deutsche Pass hilft. Wir mussten jedoch feststellen, dass nur wenige Fahrzeuge nach Bethlehem und zurück nach Jerusalem unterwegs waren.

Nach Taybeh und Ramallah waren wir mit einem Fahrzeug des Lateinischen Patriarchats unterwegs. Daher konnten wir die Grenzen und Checkpoints ohne Probleme passieren.

VERANSTALTUNG

INER-Kongress in Vallendar

Vom 19.-21. April findet im Tagungszentrum Marienland in Vallendar der INER-Kongress 2024 statt. Unter anderem spricht Professor Helmut Prader über das Thema „Wir haben ein Kind vor der Geburt verloren – wir hatten eine Fehlgeburt! Wie gehen wir damit um?“ Parallel zu den Vorträgen findet ein Kinderprogramm statt. Veranstalter ist das Institut für Natürliche Empfängnisregelung. (INER).

Anmeldung: online unter www.iner.org oder bei Elisabeth Rötzer, Vorstadt 6, 4840 Vöcklabruck, Österreich, Tel.: 0043 / 7672 / 233 64 E-mail: elisabeth.roetzer@iner.org

Wie gehen die Christen im Heiligen Land mit der Krise um?

Vor allem junge Christen überlegen wegen der anhaltenden Krisensituation, ihre Heimat zu verlassen. Die Christen haben nach wie vor ihre Gemeinde, in der sie sich geborgen fühlen, und die Priester kümmern sich sehr um sie.

Die Christen in Palästina waren sehr enttäuscht, dass sie nicht an den Osterfeierlichkeiten in Jerusalem teilnehmen konnten. Erst am späteren Nachmittag des Samstags vor dem Palmsonntag bekamen sie von Israel Einreisebewilligungen. Um an der Palmsonntagsprozession teilnehmen zu können, war dies allerdings zu spät. So konnten die Pfarrgemeinden nicht mehr rechtzeitig die Busse für die Reise nach Jerusalem organisieren. Mit Ausnahme der Jahre der Corona-Pandemie nahmen oft 20 000 Christen und mehr an der Palmsonntagsprozession teil. In diesem Jahr waren es rund 3 500 Teilnehmer. Davon waren sehr viele christliche Arbeitsmigranten, israelische Christen und einige Pilger aus Lateinamerika.

Trotzdem vertrauen die Christen auf die Hilfe Gottes und suchen Kraft im Gebet.

Was hat Sie auf Ihrer Reise am stärksten beeindruckt?

Am meisten beeindruckt hat mich, dass die Christen versuchen, ihren Alltag weiterhin gut zu leben. Es werden zum Beispiel in den Gemeinden des Lateinischen Patriarchats weiterhin Bauvorhaben durchgeführt. Christen helfen in den Gemeinden bei Bau- und Renovierungsprojekten und können so mit dem Verdienst ihre Familien ernähren. Ermutigt durch einen starken Glauben, vertraut man, trotz all der Schwierigkeiten, auf eine Zukunft. Das Lateinische Patriarchat

ist unermüdlich damit beschäftigt, den Christen neue Perspektiven zu eröffnen. Dies geschieht im Bereich der Arbeitsbeschaffung, der beruflichen Weiterbildung und der Ausbildung junger Christen in den Schulen des Patriarchats. Wir, die Damen und Ritter der Deutschen Statthalterei, unterstützen diese Hilfsmaßnahmen. Die Christen leben mit dem Wenigen, was sie haben. Sie beklagen sich nicht lautstark. Und sie können trotz der Kriegswirren auch ab und an fröhlich sein.

Besonders die Einrichtungen von Familienzentren in Haifa und Bethlehem für palästinensische Christen empfand ich als beeindruckend. Diese sind ein Treffpunkt, um mehr über ihren christlichen Glauben zu lernen. Dort bekommen sie zudem immaterielle Hilfen für ihren Alltag.

Inwieweit deckt sich die Realität vor Ort mit den Nachrichten, die in Deutschland über den Konflikt gesendet werden?

Diese Frage vermag ich nicht allgemein gültig zu beantworten. Allerdings: Jerusalem ist nicht Gaza. So erlebten wir die Tage sehr friedlich. Trotz der, gemessen an den Vorjahren, wenigen Teilnehmer war die Palmsonntagsprozession ein fröhliches Fest. Die Christen warten auf den lang ersehnten Frieden, damit endlich wieder Pilger die Heiligen Stätten besuchen. Wir waren in der Altstadt, als die Muslime in den engen Gassen des muslimischen Viertels auf ihrem Weg hinauf zur al-Aqsa-Moschee waren. Kurz vor dem abendlichen Fastenbrechen beobachteten wir ein quirliges, fröhliches Leben. Natürlich waren Polizisten in der Altstadt, aber auch diese waren friedliche Beobachter. National-religiöse Juden tragen nun vermehrt Waffen, wenn sie unterwegs sind.

Anzeige



Katholische Hochschule ITI in Trumau bei Wien

WOHIN NACH DEM ABITUR?

Ad Fontes / Zu den Quellen

Ein Studium, das Deinem Leben Richtung gibt!

Studium Generale (SG, einjährig) und **Bachelor in Liberal Arts** (BA, dreijähriger kirchlich und staatlich anerkannter Studiengang) in englischer Sprache.



Eine ganz neue Art zu denken

Wer am ITI studiert, bekommt die größten und besten Antworten, die der exzellentesten Denker.

Fit für Studium und Leben

Philosophie, Theologie, Anthropologie, Literatur und Kunst, Quellen, die in dieser so kritischen Zeit helfen, die richtigen Weichen für die Zukunft zu stellen.

Gemeinsam studieren, leben und beten auf einem internationalen, einzigartigen Campus. Kleine Klassen und personenbezogener Unterricht nach der Seminarmethode.

Kommt und seht!

Katholische Hochschule ITI

Information und Anmeldung:

Schlossgasse 21

E-Mail: admissions@iti.ac.at

2521 Trumau

T: +43 2253 21808

Österreich

www.iti.ac.at



Kirche als vorpolitischer Raum

Eine Dresdner Podiumsdiskussion rang um das Verhältnis von Politik und Kirche sowie die Abgrenzung zur AfD **VON MAXIMILIAN MATTNER**

Wollt ihr diesen oder den Barabbas?“ (Matthäus 27,17), so lautet die prominente Frage des Pilatus an die aufgewiegelt Volksmenge am Karfreitag. Jesus Barabbas, wie der Konterpart Christi laut dem Kirchenlehrer Origenes mit vollem Namen hieß, war nicht nur ein Räuber, sondern vielmehr ein Rädelsführer, der selbst Sohn Gottes („bar abbas“) genannt wurde und den Israeliten als Messias die Befreiung von der römischen Besatzungsmacht, politische Freiheit und Überlegenheit versprach. Joseph Ratzinger wies in einer Betrachtung einst auf die politische Dimension der Pilatus-Frage hin, die nicht nur eine Demütigung des Christus war, sondern vielmehr die Frage stellte, welchen Messias das Volk wünschte. Den das Reich Gottes verkündenden Wundermann aus Galiläa, der als „König der Wahrheit“ eben nicht von der Welt war, sondern über sie hinaus wies – oder den Revoluzzer Barabbas, dessen wenig transzendente Bestrebung der Überlegenheit des weltlichen Israel galt?

Neu aufgelegt wurde die damit verbundene Streitfrage im Rahmen einer Podiumsdiskussion der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen in der ersten Passionswoche. Neben EKD-Präses Anna-Nicole Heinrich waren der Grandseigneur der Religionssoziologie Detlef Pollack, der evangelische Pfarrer und Buchautor Justus Geilhufe sowie der Pressesprecher des Bistums Görlitz, Johann Wagner, auf dem Podium vertreten, das unter dem Titel „Wie politisch ist die Kirche? Zwischen theologischem Anspruch und gesellschaftlicher Wirklichkeit“ am Josephstag in Dresden stattfand.

Eine erste Überraschung lieferten die Eingangsaussagen der beiden evangelischen Diskutanten, die beide über die Bedeutung des Gebetes im politischen Raum sprachen. Die 27-jährige Heinrich berichtete davon, dass sie auf einer Klima-

Demonstration vor zahlreichen Teilnehmern ein Gebet begonnen habe, weil Beten gegen Verunsicherungen helfe und Mut zur Veränderung mache. Außerdem beschrieb sie die Politik als Ort, um religiöse Themen anschlussfähig zu machen. Auch der Pfarrer von Großschirma, das erst kürzlich mit rund 60 Prozent einen AfD-Bürgermeister wählte, meinte, dass das gemeinsame Gebet ein wichtiger Faktor für gegenseitiges Wohlwollen in der Gesellschaft sei. „Ohne gemeinsamen Glauben gibt es keine gemeinsame Grundlage mehr, auf der wir Argumente austauschen und über Inhalte sprechen können“, so Geilhufe. „Schon in der Alten Kirche war es üblich, dass man für die Mächtigen gebetet hat und Menschen mit verschiedenen Ansichten trotz aller Unterschiede am Sonntag zusammenkamen.“ Er beobachte, dass das Zusammenleben in seiner Region zunehmend unbarmherzig werde.

Widerspruch erfuhr er dabei von Pollack, der diese Haltung als exklusivistisch und sektiererisch wahrnahm – auch vielen Nicht-Glaubenden seien „Liebe, Gerechtigkeit und Frieden“ demoskopischen Erhebungen zufolge sehr wichtig. Die Kirche solle sich als demütige Institution ohne Überlegenheitsrhetorik geben und nicht so tun, als könne Zusammenleben nur durch den von ihnen vermittelten gesellschaftlichen Kitt gelingen. Der gebürtige Dresdner Geilhufe erwiderte, dass es in weiten Teilen Ostdeutschlands kaum einen vorpolitischen Raum gebe neben den freiwilligen Feuerwehren, einem Sportverein vor Ort oder höchstens noch einem Heimatverein. Dort seien die Kirchen Zentren des Zusammenlebens, in denen der politische Austausch überhaupt nur möglich sei. Die Kirche als vorpolitischer Raum, der dabei helfen könne, Spaltungen zu überwinden und gegenseitiges Wohlwollen vermittelt – getreu dem von Heinrich vorgetragenen Mantra, „in allen Menschen Jesus zu sehen“.



Kirche und Staat sind verbunden: Bischof Bertram Meier bei seiner Vereidigung auf die bayerische Verfassung und das Grundgesetz am 13.03.2020.

Foto: imago images/Sven Simon

Es dauerte nicht lange, bis die große Frage nach dem Verhältnis der Kirche zur AfD auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Während Geilhufe rote Linien gegenüber denen, die andere jagen wollten, forderte und die EKD-Repräsentantin betonte, dass bei „gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit“ eine Grenze überschritten sei, zeigte sich Johann Wagner – zugleich auch Diözesanvorsitzender des BDKJ im Bistum Görlitz – nachdenklich: „Wir sehen uns herausgefordert, da Umfragen zufolge vor allem jüngere Menschen in unserer Region AfD wählen. In Sachsen liegt die Partei bei den 18- bis 29-Jährigen bei unverkennbaren 65

Prozent.“ Das Nein der katholischen Bischöfe in Ostdeutschland wie auch die Unvereinbarkeitserklärung der Deutschen Bischofskonferenz seien im kleinsten deutschen Bistum nicht immer leicht vermittelbar.

„Wir haben einige Gläubige, die sowohl in der Kirche als auch im Umfeld der AfD aktiv sind und nun den Bischof anfragen, ob sie ihr kirchliches Engagement einstellen sollten. Wir schauen daher schon genau hin, welche konkreten Effekte die Wahlempfehlung hat, zumal nur drei Prozent der Menschen in unserem Bistum katholisch sind, wir aber teilweise 35 Prozent und mehr

AFD-Wählern entgegensehen“, so der 23-jährige Medienmanager, der seit verganginem Oktober die diözesane Pressestelle leitet.

Nach einigen Nachfragen aus dem Publikum wurde auch Präses Heinrich nachdenklich: „Unsere Botschaft kann natürlich auch nicht sein, dass AfD-Wähler nicht willkommen seien im kirchlichen Diskurs.“ Es würde sie sicher noch eine Weile umtreiben, warum der Kirche scheinbar von vielen gar nicht mehr zugetraut würde, diesen Diskursraum zu bieten.

Im Nachgang der Veranstaltung äußerten einige Teilnehmer ihre Enttäuschung, dass über die eigentliche Frage des Abends zu wenig gesprochen wurde: „Wir haben über die AfD gesprochen und die Kirche als einen Raum für den politischen Meinungsstreit. Aus meiner Sicht wurde aber kaum etwas dazu gesagt, welche politische Botschaft die Kirche auch selbst in die Gesellschaft tragen kann oder muss“, so ein Teilnehmer aus Dresden. Kurz vor Schluss der Veranstaltung hob eine Frage auf die Bedeutung des Lebensschutzes ab. Wagner verwies hierbei auf die klare Position seines Oberhirten: „Bischof Wolfgang Ipolt setzt sich stark für den Lebensschutz ein und hat das jüngst auch auf seinem Neujahrsempfang unter anderem vor Ministerpräsident Kretschmer sehr deutlich gemacht. Umso mehr bedauern wir es als Bistum, dass es keinen ökumenischen Konsens mehr gibt, uns als Christen gemeinsam an die Seite jener Schwächsten in unserer Gesellschaft zu stellen, für die niemand eintritt, wenn wir es nicht tun.“

Präses Heinrich, deren EKD im vergangenen Jahr die Kooperation mit der „Woche für das Leben“ beendet hatte, sagte, sie selbst sei nie in der Position gewesen, eine Abtreibung vornehmen zu müssen. Daher wolle sie dazu keine Meinung vertreten. Dazu ist – wenigstens die evangelische Kirche – offenbar doch zu unpolitisch.

Die Psalmen und die Sprache des Gebets

Reihe zum Gebetsjahr 2024: Die Katechesen von Papst Franziskus über das Beten aus dem Jahr 2020 – Folge 10

Wenn wir die Bibel lesen, stoßen wir ständig auf Gebete verschiedener Art. Wir finden jedoch auch ein Buch, das nur aus Gebeten besteht – ein Buch, das zur Heimat, Übungsstätte und zum Zuhause zahlloser Beter geworden ist. Es handelt sich um das Buch der Psalmen. Es sind 150 Psalmen zum Gebet. Es gehört zu den weisheitlichen Büchern, weil es – durch die Erfahrung des Gesprächs mit Gott – das „zu Beten wissen“ vermittelt. In den Psalmen finden wir alle menschlichen Gemütszustände: die Freuden, die Leiden, die Zweifel, die Hoffnungen, die Verbitterungen, die unser Leben färben. Der Katechismus sagt, dass jeder Psalm „so nüchtern [ist], dass er von den Menschen jeden Standes und jeder Zeit gebetet werden kann“ (KKK, 2588).

Wenn wir die Psalmen immer wieder lesen, erlernen wir die Sprache des Gebets. Denn Gott, der Vater, hat sie mit seinem Geist in das Herz des Königs David und anderer Beter eingegeben, um jeden Mann und jede Frau zu lehren, wie man ihn loben, wie man ihm danken und ihn bitten soll, wie man ihn in der Freude und im Leiden anrufen soll, wie man von den Wundern seiner Werke und seines Gesetzes erzählen soll. Kurz gesagt, die Psalmen sind das Wort Gottes, das wir Menschen gebrauchen, um mit ihm zu sprechen.

In diesem Buch begegnen wir keinen ätherischen, abstrakten Personen, keinen Menschen, die das Gebet mit einer ästhetischen oder weltfremden Erfahrung verwechseln. Die Psalmen sind nicht am grünen Tisch entstanden; oft sind es dramati-

sche Anrufungen, die mitten aus dem Leben hervorgehen. Um sie zu beten genügt es, das zu sein, was wir sind. Wir dürfen nicht vergessen, dass wir, um gut zu beten, so beten müssen, wie wir sind, ungeschminkt. Man muss die Seele nicht schminken, um zu beten. „Herr, ich bin so“, und sich vor den Herrn stellen, wie wir sind, mit den schönen Dingen und auch mit den hässlichen Dingen, die keiner kennt, die aber wir in unserem Innern kennen.

In den Psalmen hören wir die Stimmen der Beter aus Fleisch und Blut, deren Leben – wie das Leben aller Menschen – voller Probleme, Mühsal, Ungewissheiten ist. Der Psalmist protestiert nicht radikal gegen dieses Leiden: Er weiß, dass es zum Leben gehört. In den Psalmen wird das Leiden jedoch in eine Frage verwandelt. Vom Leiden zum Fragen. Und unter den vielen Fragen gibt es eine, die im Raum stehen bleibt, gleichsam eine unablässige Klage, die das ganze Buch von einem Ende zum anderen durchzieht. Eine Frage, die wir oft wiederholen: „Wie lange noch, Herr? Wie lange noch?“ Jeder Schmerz fordert eine Befreiung, jede Träne verlangt nach einem Trost, jede Wunde erwartet eine Heilung, jede Verleumdung einen Freispruch. „Wie lange noch, Herr, muss ich das erdulden? Höre mich, Herr!“

Wie oft haben wir so gebetet: „Wie lange noch?“ Es ist genug, Herr! Indem sie unablässig solche Fragen stellen, lehren uns die Psalmen, uns nicht an den Schmerz zu gewöhnen, und sie erinnern uns daran, dass das Leben nicht gerettet ist, wenn es nicht geheilt ist. Das Dasein des Menschen ist ein

Hauch, sein Leben ist flüchtig, aber der Beter weiß, dass er kostbar ist in den Augen Gottes, darum hat es einen Sinn zu klagen. Und das ist wichtig. Wenn wir beten, tun wir es, weil wir wissen, dass wir kostbar sind in den Augen Gottes. Die Gnade des Heiligen Geistes erweckt in uns dieses Bewusstsein: kostbar zu sein in den Augen Gottes. Und darum werden wir angehalten zu beten.

Das Gebet der Psalmen ist das Zeugnis dieser Klage: eine vielfältige Klage, denn im Leben nimmt der Schmerz zahlreiche Formen an, und er nimmt den Namen Krankheit, Hass, Krieg, Verfolgung, Misstrauen an... Bis hin zum allerhöchsten „Skandal“, dem des Todes. Der Tod erscheint im Psalter als der unsinnigste Feind des Menschen: Welches Verbrechen verdient eine so grausame Bestrafung, die Vernichtung und das Ende mit sich bringt? Der Psalmist bittet Gott, dort einzugreifen, wo alles menschliche Bemühen vergeblich ist. Darum ist das Gebet schon an sich der Weg des Heils und der Anfang des Heils. Alle leiden in dieser Welt: ob man an Gott glaubt oder ob man ihn zurückweist.

Im Psalter wird der Schmerz jedoch zur Beziehung, zum Verhältnis: zum Schrei um Hilfe, der erwartet, auf Gehör zu stoßen. Er kann nicht ohne Sinn, ohne Zweck bleiben. Auch die Schmerzen, die wir erleiden, können nicht nur besondere Fälle eines allgemeinen Gesetzes sein: Es sind immer „meine“ Tränen. Denkt daran: Die Tränen sind nicht allgemein, es sind „meine“ Tränen. Jeder hat die eigenen. „Meine“ Tränen und „mein“ Schmerz drängen mich also, mit dem Gebet voranzugehen. Es sind „meine“

Tränen, die niemand jemals vor mir vergossen hat. Ja, viele haben geweint, viele. Aber „meine“ Tränen sind meine, „mein“ Schmerz ist meiner, „mein“ Leiden ist meines.

Bevor ich in die Audienzhalle gekommen bin, hatte ich eine Begegnung mit den Eltern jenes Priesters der Diözese Como, der getötet worden ist; er wurde getötet in seinem Dienst, Hilfe zu leisten.

Die Tränen jener Eltern sind „ihre“ Tränen, und jeder von ihnen weiß, wie sehr er gelitten hat, diesen Sohn zu sehen, der sein Leben im Dienst an den Armen hingegeben hat. Wenn wir jemanden trösten wollen, dann finden wir keine Worte. Warum? Weil wir nicht zu seinem Schmerz gelangen können, weil „sein“ Schmerz seiner ist, „seine“ Tränen seine sind. Dasselbe gilt für uns: Die Tränen, „mein“ Schmerz ist meiner, die Tränen sind „meine“, und mit diesen Tränen, mit diesem Schmerz wende ich mich an den Herrn. Alle Schmerzen der Menschen sind heilig für Gott. So betet der Beter des Psalms 56: „Die Wege meines Elends hast du gezählt. In deinem Schlauch sammle meine Tränen! Steht nicht alles in deinem Buche?“ (V. 9) Vor Gott sind wir keine Unbekannten, keine Nummern.

Wir sind Gesichter und Herzen, jeder einzeln bekannt, mit Namen. In den Psalmen findet der Gläubige eine Antwort. Er weiß: Auch wenn alle menschlichen Türen verriegelt sein sollten, Gottes Tür ist offen. Auch wenn die ganze Welt ein Schuldurteil gesprochen hat, gibt es in Gott das Heil.

„Der Herr hört“: Manchmal genügt es im Gebet, das zu wissen. Nicht immer lassen sich die Probleme lösen. Wer betet, täuscht sich nicht: Er weiß, dass viele Fragen des Lebens hier auf Erden ungelöst, ausweglos bleiben; das Leiden wird uns begleiten, und wenn man einen Kampf überwunden hat, werden andere uns erwarten. Wenn uns jedoch Gehör geschenkt wird, wird alles erträglich. Das Schlimmste, was passieren kann, ist, in der Einsamkeit zu leiden, ohne dass jemand an uns denkt. Daraus rettet uns das Gebet. Denn es kann geschehen, und so gar oft, dass man die Pläne Gottes nicht versteht. Aber unsere Klage staut sich nicht hier auf Erden an: Sie steigt auf zu ihm, der das Herz eines Vaters hat und der selbst weint um jedes Kind – jeden Sohn und jede Tochter –, das leidet und stirbt.

Ich möchte euch etwas sagen: Mir tut es gut, in schlimmen Augenblicken an das Weinen Jesu zu denken, als er beim Anblick von Jerusalem geweint hat, als er vor dem Grab des Lazarus geweint hat. Gott hat für mich geweint, Gott weint, er weint um unsere Schmerzen. Denn Gott wollte Mensch werden – so sagte ein geistlicher Schriftsteller –, um weinen zu können. Daran zu denken, dass Jesus im Schmerz mit mir weint, ist ein Trost: Es hilft uns voranzugehen. Wenn wir in der Beziehung zu ihm bleiben, dann erspart uns das Leben nicht das Leiden, aber es öffnet sich auf einen großen Horizont des Guten hin und macht sich auf den Weg zu seiner Erfüllung. Nur Mut, vorwärts mit dem Gebet. Jesus ist immer an unserer Seite.

Gehalten am 14. Oktober 2020.

„Mann der Mitte“

Bischof Tadeusz Wojda, der neugewählte Vorsitzende des polnischen Episkopats, steht vor der großen Aufgabe, in Zeiten kirchlicher und politischer Spannungen zu vermitteln **VON PATRYK ZAJĄC**



Bischof Tadeusz Wojda steht vor großen kommunikativen Aufgaben.

Foto: IMAGO/Michal Fludra

Bischof Wojda ist der neue Vorsitzende der Polnischen Bischofskonferenz. Am 14. März 2024 wählte die in Warschau tagende Polnische Bischofskonferenz (KEP) den Erzbischof von Danzig, Tadeusz Wojda, zum Nachfolger des Posener Erzbischofs Stanisław Gądecki, der zwei Amtszeiten lang im Amt war.

Der 67-jährige Wojda ist Pallottiner, promovierte in Missiologie und war von 2017 bis 2021 Erzbischof von Białystok. Zuvor arbeitete er 27 Jahre lang im Vatikan in der Kongregation für die Evangelisierung der Völker, ab 2012 war er Untersekretär dieser Kongregation.

Erzbischof Wojda wird als „Mann der Mitte“ beschrieben, auch wenn noch nicht viel über ihn bekannt ist. In den Medien war er bisher nicht präsent, abgesehen von Auftritten im konservativen katholischen Radiosender „Radio Maryja“. Dessen Leiter ist der Redemptorist Tadeusz Rydzek aus Toruń, der offen die ehemalige Regierung der konservativen Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS) unterstützt. Wojdas mediales Auftreten in Toruń lässt bei manchen Zweifel am zentristischen Charakter der Amtsführung des neuen KEP-Vorsitzenden Wojda aufkommen.

Vielleicht sind die Auftritte bei „Radio Maryja“ aber auch Teil eines bewussten pastoralen Engagements von Erzbischof Wojda, der 2022 Delegierter der polnischen Bischöfe für die von Rydzek geleiteten Medien wurde. Beobachter vermuten, dass Wojda dadurch versuchen könnte, die durch die Medien geschürten sozialen Spannungen abzubauen.

Einen Beweis für sein pastorales Bewusstsein lieferte Wojda, als er während seiner Amtszeit als Erzbischof von Białystok im Zuge der Krise an der polnischen Grenze zu Belarus dafür bekannt wurde, sich für die Achtung der Menschenrechte einzusetzen. Damals waren große Gruppen von Migranten vom autoritären Regime des belarussischen Präsidenten Alexander Lukaschenko an die Grenze zur Europäischen Union gebracht worden und versuchten daraufhin, mit Gewalt über die Grenze nach Polen und in die EU-Länder, insbesondere nach Deutschland, zu gelangen.

Andererseits wandte sich Erzbischof Wojda entschieden gegen den allerersten sogenannten Gleichstellungsmarsch in Białystok, der von LGBTQ-Kreisen organisiert wurde. „Dies ist eine Initiative, die unserer

Region Podlachien fremd ist. Wir wiederholen nach Kardinal Stefan Wyszyński: ‚Non possumus‘. – Wir können dem nicht zustimmen!“ – schrieb er in einer Proklamation, die während der Gottesdienste in den Kirchen der Erzdiozese Białystok verlesen wurde. Der Marsch fand schließlich statt, aber die Teilnehmer, die Regenbogenfahnen verbrannten, wurden von Gegenemonstranten mit Steinen und Feuerwerkskörpern beworfen. Kardinal Wyszyński hatte die von Wojda zitierten Worte ursprünglich 1953 geäußert, in Opposition zu den Versuchen der kommunistischen Regierung, die katholische Kirche in Polen zu unterjochen. Die von Erzbischof Wojda – vielleicht unfreiwillig – gezogene historische Analogie sahen viele daher als höchst fragwürdig und unpassend an.

Auf den neuen Vorsitzenden der Konferenz der polnischen Bischöfe kommen nun einige gesellschaftliche und kirchliche Herausforderungen zu, vor denen Polen derzeit steht. Dazu zählt der drastische Rückgang des Besuchs des Religionsunterrichts, die beschleunigte Säkularisierung, das immer noch drängende Thema des richtigen Umgangs mit den Opfern des Missbrauchsskandals, die unklare Zukunft der Kirchenfinanzierung oder auch die hitzige Diskussion um das Abtreibungsrecht.

Zugleich muss es Erzbischof Wojda gelingen, zwischen den sehr unterschiedlichen und entsprechend polarisierten Sichtweisen im polnischen Episkopat zu vermitteln. So gibt es Kommentatoren in Polen, die meinen, die Wahl Wojdas bedeute vor allem, dass es keiner der Seiten gelungen sei, die andere zu überzeugen.

Hinter der Wahl des Vorsitzenden der KEP verbirgt sich aber mehr als nur eine Personalie. In der bewegten Geschichte Polens war der Primas – früher verbunden mit dem Vorsitz der KEP – von großer gesellschaftspolitischer Bedeutung. In der Ersten Republik (1918–1939) übte der Primas im Interregnum, also in den Zeiten, in denen man eine Königswahl erwartete, die politische Macht aus. Und während der Zeit der kommunistischen Unterdrückung spielte Kardinal Stefan Wyszyński, der damals das Amt des Primas von Polen mit dem des Vorsitzenden der Bischofskonferenz vereinte, eine wichtige Rolle. Vor allem in den entscheidenden Jahren von Stalins Herrschaft war er von herausragender Bedeutung beim Versuch, die Freiheit der unter-

drückten Kirche im kommunistischen Polen zu bewahren.

Heute sind beide Ämter – Primas und KEP-Vorsitz – getrennt. Dem Primas, dessen Titel dem Erzbischof von Gniezno, der historisch ersten Hauptstadt zugeordnet ist, kommt nunmehr eine rein ehrenamtliche Bedeutung zu. Aber der Name Wyszyński lebt weiter. In der polnischen Kirche herrscht heute weithin die Meinung, dass der Episkopat einen Mann von Wyszyńskis Autorität braucht.

Diese Sehnsucht nach einer starken Persönlichkeit, die die Fehler der polnischen Kirche beheben und heilen könnte, zeigt sich auch in dem Phänomen, das Pontifikat Johannes Paul II. entweder übermäßig zu rühmen oder zu kritisieren; es kommt mittlerweile sogar zum Vandalismus gegen Denkmäler des verstorbenen Papstes.

Zweifellos ist diese Sehnsucht ihrerseits geprägt von den unter Katholiken weit verbreiteten Träumen von einer Person im Bischofsamt, die Wyszyński ähnlich oder zumindest ähnlich ausdrucksstark ist wie er. Der Wunsch nach einer starken Persönlichkeit mag zum Teil die populistischen Tendenzen im polnischen Katholizismus erklären. Und angesichts der Rolle, die der Katholizismus nach wie vor in der Gesellschaft spielt, finden auch populistische Tendenzen in der Politik in der Kirche Niederschlag.

Wojdas Wahl und die Medienberichterstattung darüber waren von einer Polarisierung geprägt, die mittlerweile auch die Gesellschaft durchzieht. Wenn man die Presseerzeugnisse durchblättert und die zahlreichen Kommentare der Journalisten liest, merkt man sofort, ob der Kommentator „für“ oder „gegen“ die Wahl Wojdas ist. Schwierig ist es hingegen, Analysen zu finden, die Gründe abwägen und die Entscheidung der Bischöfe aus verschiedenen Perspektiven darstellen.

Wenn auch die Form der Polarisierung neu ist, ist sie dennoch nur ein Symptom einer alten Problematik, die im polnischen Selbstverständnis liegt. Trotz der Jahrzehnte, die seit der Wiedererlangung der Freiheit im Jahr 1989 vergangen sind, hat die polnische Gesellschaft keine Kategorien entwickelt, nicht einmal soziologische, die es ermöglichen würden, die Besonderheit der polnischen Position in der Zeit des Wandels und der Rückkehr zur Freiheit nach dem Fall des Kommunismus zu beschreiben.

Es wurden auch keine theologischen Kategorien entwickelt, die es ermöglichen, die

Religiosität in ihrer lokalen Besonderheit unter Bezugnahme auf den universellen Kontext zu betrachten. Der polnische Katholizismus stütze sich also allein auf die Volksfrömmigkeit. Diese hatte es ihm zwar ermöglicht, den Kommunismus zu überleben, wuchs aber nie über eine allenfalls oberflächliche Glaubenshermeneutik hinaus. So fehlen bis heute Begriffe und Vokabeln, um die bestehenden internationalen Diskurse für eine Stärkung des religiösen und sozialen Selbstverständnisses in Polen zu nutzen.

Esbenso fehlen die Grundlagen für eine echte Diskussion, die Polarisierungen überbrücken könnte – und dieses Problem betrifft auch den polnischen Episkopat. Wenn man die bischöflichen Dokumente liest, hat man den Eindruck, dass die Bischöfe davon ausgehen, dass ein Phänomen zu verstehen, gleichbedeutend damit ist, es zu akzeptieren – es fehlt die Fähigkeit zur pädagogischen Kommunikation. Andererseits kann das Verfassen allzu nuancierter Texte, die sich an die Gläubigen richten, die Klarheit der katholischen Botschaft beeinträchtigen. Und es gibt im polnischen Katholizismus keine größere Angst als die, Klarheit und Eindeutigkeit im Glaubensbekenntnis zu verlieren.

Unter diesen Umständen bedeutet die systematisch wiederholte Aussage, Erzbischof Wojda sei ein „Mann der Mitte“, dass von ihm einerseits erwartet wird, ein Vermittler zu sein. Er soll sowohl unter den Bischöfen als auch den Gläubigen in Polen Gleichgewicht herstellen und wahren. Schließlich ist es der Vorsitzende der KEP, der den Episkopat sowohl auf dem Sozialforum als auch in den Beziehungen zu den politischen Behörden vertritt. Andererseits verfügt Erzbischof Wojda aber nur über ein sehr begrenztes Instrumentarium, das die Rolle eines solchen Vermittlers fördern könnte – Ad-hoc-Aktionen ausgenommen. Diese sind jedoch sicherlich nicht in der Lage, die Herausforderungen zu bewältigen, vor denen die katholische Kirche in Polen steht.

Der Autor ist katholischer Priester der Erzdiozese Łódź und Dozent. Er studierte Theologie (Päpstliche Universität Johannes Paul II. in Krakau), Philosophie und Psychologie (Jagiellonen-Universität in Krakau), promovierte an der Schlesischen Universität in Kattowitz.

SONNTAGSLESUNG



Die menschliche Zerstörungskraft, der Schrecken des Krieges und Gottes Ja zum Leben

VON MARTIN SEIBERL

Vor einigen Monaten hat das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ auf seinem Instagram-Account das Schicksal eines jungen Ukrainers geteilt, der als Invalide aus den Gefechten an der ostukrainischen Front zurückgekehrt war. Entsetzliche Bilder dokumentierten schlimme Verletzungen, die der Anfang zwanzigjährige Mann davongetragen hatte. Aufgrund einer Detonation verlor er das Augenlicht und beide Arme. Der Beitrag des „Spiegels“ provozierte nun einen außergewöhnlichen Kontrast, indem zusätzlich Bilder aus dem Leben des Mannes eingespielt wurden, die aus der Zeit vor dem Krieg stammten: ein Hochzeitsfoto mit seiner Frau, ein Schnappschuss beim Wandern. Lebenssatte Bilder, die beklemmend vor Augen führten, welche Potenziale ein Krieg vernichtet und wie Menschen unwiderruflich an seinen Folgen zu leiden haben.

Diese Perspektive auf ein einzelnes Schicksal offenbart den zerstörerischen Wesenszug des Menschen, der sich in unendlich vielen großen und kleinen Geschichten wiederholt und Bahn bricht.

Die aktuellen kriegerischen Auseinandersetzungen in der Ukraine oder im Gaza-Streifen, mit ihren zerstörten Landschaften und gezeichneten Seelen, sind lediglich Neuauflagen der unzähligen Konflikte, die sich in der Menschheitsgeschichte zugetragen haben. All das, was darin in vielfältiger Hinsicht verloren gegangen ist und geht, lässt sich nicht in Worte fassen, sondern allenfalls schweigend aushalten.

Das Ostergeschehen ist ein Teil dieser Geschichte. Ihr Symbol ist daher zu Recht das Kreuz, das einen gemarterten Körper zeigt und damit auf den Menschen und sein zerstörerisches Handeln zurückspegelt. Auch die Motivationen, die hier eine Rolle spielen, sind bekannte und wiederkehrende Statisten: Neid, Missgunst, Egoismus, Angst vor Machtverlust und so weiter begleiten das Geschehen und führen zur vollständigen Zerstörung eines Menschen, die ihn leiden und sterben lässt.

Nach der Logik der Welt wird mit der Kreuzigung ein Grad der Zerstörung erreicht, der nicht mehr rückgängig gemacht werden kann und absolut ist. „Den Urheber des Lebens habt ihr getötet“ (Apg 3,15a), so hält Petrus in der Lesung aus der Apostelgeschichte das Ergebnis menschlichen Handelns fest.

Wider alle Möglichkeiten des Menschen und wider aller Erwartung geht Ostern über diesen Nullpunkt hinaus: „Aber Gott hat ihn von den Toten auferweckt“ (Apg 3,15b). Damit gibt Ostern ein tröstendes Signal, das es gerade im Angesicht menschlicher Zerstörung nicht zu übersehen gilt und Hoffnung schenkt: Die Zerstörungsfähigkeit des Menschen gelangt an Gottes Ja zum Leben an eine Grenze, die sie letztendlich nicht überwinden kann.

App 3, 12a.13–15.17–19

1 Joh 2, 1–5a

Lk 24,5–48

Zu den Lesungen des 3. Sonntags der Osterzeit (Lesejahr B)

Psalmengebet für die Familie

Kathrin Larsen hat ein spirituell reiches Buch für geistliche Mütter, Eltern und Großeltern verfasst **VON BARBARA WENZ**



Die Psalmen führen Generationen im Gebet zusammen – nicht nur im Kloster, sondern auch in der Familie. Foto: Imago images

Es ist eine schlagend einfache Idee und eine frische spirituelle Gemeinschaft, die hinter diesem Buch steht: Sie nennt sich „Moms in Prayer“. Die Autorin Kathrin Larsen ist zuständig für die Sektion Deutschland und Israel. Tatsächlich agiert „Moms in Prayer“ – MiP – weltweit, in dem sich lose vernetzt Gebetsgruppen von Frauen zusammenfinden, deren Hauptliegen nicht etwa „Geschlechtergerechtigkeit“ und „Priesterweihe für Frauen“ sind, sondern denen ihre Kinder und Enkel, die Lehrer, die sie betreuen und die Schulen, die sie Tag für Tag besuchen, am Herzen liegen.

„Moms in Prayer“ versteht sich als globale Gebetsbewegung von Müttern und Großmüttern, die sich einmal pro Woche zum Gebet für Kinder, deren Lehrerinnen und Lehrer und für die jeweiligen Schulen treffen, sowohl in Österreich, Schweiz, Deutschland, Israel wie in Übersee.

Die Autorin nutzt als Grundlage für ihr Gebetsbuch die Psalmen und ermöglicht dadurch einen Zugang zu diesen jahrtau-

sendealten Gebeten, der für manchen Beter bisher nicht möglich war. Im Vorwort von Fern Nichols, der Begründerin von „Moms in Prayer International“, wird präzise erklärt, wie man in vier Schritten zu einem strukturierten und fruchtbaren Gebet kommt: Der erste Schritt besteht in der Anbetung, das bedeutet dem Lobpreis Gottes und dem Aussprechen, wer Er ist.

Im zweiten Schritt folgt die Grundhaltung der Buße, denn ein reines Herz führt zu wirksamen Gebeten. Es folgt die Danksagung, um Gott die Ehre und den Ruhm zu geben und unsere Dankbarkeit für Seine Güte auszudrücken. Danach dürfen wir Fürbitte einlegen – das Fürbitten ist für Fern Nichols „Liebe in Aktion“.

Autorin Kathrin Larsen hat dieses Buch für ihre Enkelin geschrieben. Ihre Überzeugung lautet: Wenn wir für unsere Kinder beten, beschenken wir sie für die Ewigkeit. Sie fordert uns in ihrer inspirierenden Einführung konkret auf, gleich heute mit dem Gebet zu beginnen. Mit ihrem Buch hält der Leser und die Leserin alles in Händen, was er oder sie dafür benötigt. Die erfahrene

und überzeugte Beterin hält uns auch nicht mit umständlichen einführenden Floskeln auf. Ihre empfehlenden Anweisungen sind von überzeugender Klarheit, ihre Tipps wurzeln – das bemerkt man – in ihrer eigenen intensiven Praxis. Ihrer Sprache und ihrem Tonfall hört man ihre eigene innige Hingabe an. So verheißt sie uns voller Überzeugungskraft, dass wir mit dieser Praxis Dinge in Bewegung setzen werden: „Du wirst staunen, was alles passieren wird!“ Sie bestärkt uns darin, dass wir großen Segen erhalten werden, wenn wir mit unserer Arbeit im Gebet mit den Psalmen, die sie speziell für Großeltern und Eltern praxisgerecht aufbereitet hat, beginnen und fortfahren.

Als Beispiel sei hier ihre Aufbereitung des Psalms 117 angeführt, der ja bekanntlich der kürzeste Psalm ist, weshalb sich die Gebetsmethode von Larsen daran an dieser Stelle gut veranschaulichen lässt. Auch bei diesem Psalm findet sich die bereits vorgestellte Einteilung in vier Schritten. „Lobet den Herrn, alle Völker, preist ihn, alle Nationen“ – Anbetung; „Du bist der Gott aller Natio-

nen und siehst trotzdem den Einzelnen an. Ich bete dich an! Du hast [Namen einsetzen] Leben geschaffen und bist Gott von [Name] und seiner/ihrer Nation für immer und ewig!“

Der zweite Vers ist eine Wiederholung des ersten, doch formuliert Larsen nun einen Zusatz, der sich auf den zweiten Schritt „Buße“ bezieht: „Jesus Christus, lege du deine Freude, Anbetung und Lob in [Name] Herz. Bewahre ihn/sie davor, jemals davon abzuweichen.“

Im dritten Vers bezieht sich der Gebetsvorschlag von Larsen auf den Dank, wie bereits erläutert. Er lautet: Denn seine Liebe zu uns ist stark, und seine Treue hört niemals auf. Halleluja! Lobet den Herrn! Larsens Vorschlag dazu laute: „Danke, dass [Name] dich ewig loben und preisen kann, Deine Liebe und Treue für [Name] hören niemals auf!“

Als vierten Vers wiederholt das Psalmgebet die ersten beiden Verse – in Larsens Gebetspraxis folgt nach seiner Lesung der vierte Schritt, die Fürbitte: „Heiliger Geist, durch dich wird [Name] ein Anbeter. Du

hast ihm/ihr Leben eingehaucht! Lass sein/ihr Lob auch andere Menschen anstecken und inspirieren.“

Nach diesem Muster geht die Autorin sämtliche Psalmen aus der Bibel durch und lässt dabei auch Raum für eigene Notizen, sodass „Ich schenk dir mein Gebet“ zu einem echten Arbeitsbuch werden kann. Besonders beachtenswert ist dabei ihre kurze Liste im Anhang mit der Überschrift „Gott in den Psalmen“. Dort wird für jeden Psalm Gott einen Titel zugewiesen, zum Beispiel Psalm 24 – „Der König der Herrlichkeit“ oder Psalm 5 – „Gott ist schützende Liebe“.

Dieses Buch ist wertvoll für jeden leidenschaftlichen Beter, nicht zuletzt eignet es sich auch insbesondere für geistliche Mütter von Priestern, um diese bei ihrer Arbeit konkret zu unterstützen, sowie für jeden, der bislang nur schwer oder kaum Zugang zu den Psalmengebeten finden konnte.

Kathrin Larsen: Ich schenk dir mein Gebet. Die Psalmen beten für unsere Kinder, fontis Verlag Basel, 2023, 328 Seiten, EUR 19,90

Anzeige

Die Tagespost
KATHOLISCHE WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK, GESELLSCHAFT UND KULTUR

Aufwachen für Gott
Was Christus und Thomas auf der MESSIAS in Augsburg erwartet, a.o.p.

„Mitten im Dritten Weltkrieg“
Ist es nicht die dritte Welt? ...

Jetzt App gratis laden

Google Play | App Store



Viele Wege führen nach Rom. Mit uns geht es am schnellsten.

Den kurzen Draht in die Ewige Stadt bietet Ihnen Die Tagespost seit 1948. Wir sind vor Ort und informieren Sie zuverlässig. Mit der Tagespost-App und dem Digital-Upgrade Ihres Abos sind Sie noch schneller informiert. Für nur 3 € monatliche Zuzahlung lesen Sie spannende Reportagen, aktuelle News und die digitale Tagespost (ePaper) auf Ihrem Smartphone oder Tablet.





Der vormalige Augsburger Oberhirte Konrad Zdarsa verbot dem Verfasser dieses Artikels seinerzeit eine weitere Mitarbeit in einigen als rechts geltenden Medien.

Foto: Imago images

Das Geschenk des Gehorsams

Wie eine weise Entscheidung des Augsburger Bischofs mich davor bewahrte, in die rechte Szene abzurufen **VON GEORG ALOIS OBLINGER**

Es mutet an wie eine verkehrte Welt: Der Bischof untersagt seinem Priester, in kirchlichen und weltlichen Medien zu publizieren; daraufhin wird er von konservativen Publizisten kritisiert, die sich für das Recht auf freie Meinungsäußerung einsetzen.

Der Priester mit dem Schreibverbot bin ich. Die Angelegenheit trug sich zu Ende 2011. Der Augsburger Bischof Konrad Zdarsa untersagte mir am 16. Dezember, für die „Junge Freiheit“ und andere als „rechts“ geltende Zeitungen und Zeitschriften zu schreiben. Zwei Tage später legte er nach: Auch Artikel für kirchliche Medien darf ich nur veröffentlichen, wenn sie zuvor dem Bischöflichen Ordinariat vorgelegt werden. Selbstverständlich versprach ich dem Bischof, mich an diese Weisung zu halten.

Durch eine Indiskretion der Bischöflichen Pressestelle wurde allerdings im Januar 2012 die Angelegenheit publik und sollte für große Kontroversen sorgen. Die Lokalzeitung titelte sofort „Bischof rügt Ichenhauser Pfarrer“ und legte in den nächsten Tagen mehrere Artikel nach. Es gab auch viele Leserbriefe zu diesem Thema. Zur gleichen Zeit ergriffen auf dem Internet-Portal kath.net konservative Publizisten Partei für mich: Martin Lohmann, Gabriele Kuby, Peter Seewald, Wolfgang Ockenfels und Thomas Goppel. Interessant war die Wortmeldung von Gernot Facius, ehemals

stellvertretender Chefredakteur der „Welt“, der über 40 Jahre hinweg das kirchliche Geschehen in Deutschland kommentiert hat. Er schrieb: „Als ‚altliberaler Journalist‘, wie mich Traditionalisten titulieren, habe ich Vorbehalte gegen bestimmte theologische Positionen von Pfarrer Georg Oblinger in der ‚Jungen Freiheit‘ (JF). Sein Kirchenbild ist nicht unbedingt auch meines. Aber ich schätze seinen unaufgeregten Stil, damit unterscheidet sich Oblinger von manchem anderen auf den Besitz der Wahrheit pochenden Schreiber aus dem ‚schwarzen Block‘.“ Selbst Robert Spaemann gab der „Jungen Freiheit“ ein ganzseitiges Interview zum „Fall Oblinger“.

Immer stärker geriet ich zwischen die Fronten. Einige attackierten mich, andere meinen Bischof. Vor allem in den Kommentaren im Internet wurde Bischof Zdarsa heftig angegriffen. Auch wenn ich mich zunächst schwer tat mit dem Schreibverbot, wusste ich nun, auf welche Seite ich mich stellen musste. Den Gehorsam habe ich bei meiner Priesterweihe nicht einer Zeitung oder irgendwelchen Journalisten versprochen, sondern dem Bischof von Augsburg und seinen Nachfolgern. Daher verteidigte ich das Schreibverbot, das der Bischof sicherlich nicht ohne Grund erlassen hatte, und bat um ein Vier-Augen-Gespräch mit ihm. So konnte eine Versöhnung erfolgen und der Bischof entschuldigte sich für die

Vorgehensweise seiner Presseabteilung. Ich habe dann auch bald mein Abonnement der „Jungen Freiheit“ gekündigt. Ich will keine Zeitung lesen, die meinem Bischof nicht gefällt. Nachdem ich eindeutig zum politisch rechten Milieu auf Distanz ging, hat Bischof Zdarsa dann im Januar 2018 auch das Schreibverbot wieder aufgehoben.

Dennoch habe ich lange nachdenken müssen, um den Sinn dieses Verbots zu verstehen. Ich habe ausschließlich über religiöse und kulturelle Themen geschrieben, vorwiegend über Literatur, insbesondere fran-

zösische Literatur des 19. Jahrhunderts. Auch stand ich als überzeugter Europäer nie in der Gefahr, für nationalistisches Gedankengut empfänglich zu sein. Wo war nun das Problem?

Seit 2013 gibt es die AfD; damit wurde rechtes Denken salonfähig. Inzwischen hat sich diese Partei weiter radikalisiert und die Grenze des Sagbaren immer weiter ausgetestet. In diesen Jahren sind auch die persönlichen Beziehungen in dieser Szene deutlich geworden. Immer deutlicher wurde dann auch mir, in welchem Umfeld ich mich damals bewegte. Für die „Junge Freiheit“ schrieb ich seit 2002, eine Online-Kolumne hatte ich dort seit 2009. Heute ist diese Zeitung wohl das wichtigste Sprachrohr der AfD. Ich lernte damals Menschen kennen wie Ronald Gläser, Manuel Ochsenreiter und Steffen Königer. Gläser ist heute Pressesprecher des Berliner Landesverbands der AfD. Ochsenreiter wurde Chefredakteur der Deutschen Militärzeitschrift, dann Chefredakteur der rechten Zeitschrift „Zuerst!“ und war bis zu seinem plötzlichen Tod 2021 AfD-Mitglied. Königer war im AfD-Bundesvorstand, bis er im November 2018 aus der AfD austrat, da diese sich immer weiter radikalisierte.

Durch die „Junge Freiheit“ kam ich damals in Kontakt mit anderen Zeitschriften. Ich schrieb für die rechtsgerichtete Zeitschrift „eigentlich frei“, die immer

wieder Autoren der Neuen Rechten zu Wort kommen lässt. Ich schrieb für die „Blaue Narzisse“, deren Chefredakteur Felix Menzel Pressesprecher der AfD-Fraktion im Sächsischen Landtag ist und als politischer Aktivist auftritt.

Wenn die deutschen Bischöfe ausdrücklich vor der AfD warnen, geschieht dies nicht leichtfertig. Den Bischöfen ist vielmehr klar, welche Gefahren sich hinter dem manchmal harmlosen Auftreten bestimmter Personen verbergen und wie schnell auch jemand, der nicht nationalistisch denkt, in diese Kreise hineingezogen und mit entsprechendem Gedankengut infiziert werden kann.

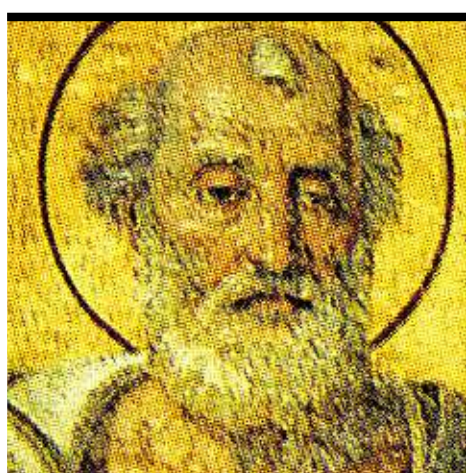
Natürlich tat ich mich zunächst schwer mit dem Schreibverbot durch meinen Bischof, aber heute bin ich dafür sehr dankbar. Bischof Konrad Zdarsa hat mich vor einem weiteren Abdriften nach rechts bewahrt. Er hat eine weise Entscheidung getroffen – ähnlich den deutschen Bischöfen mit ihrer Stellungnahme gegen die AfD bei ihrer jüngsten Vollversammlung. Auch ich habe in Ulm teilgenommen an der „Demo gegen Hass und Hetze der AfD“. Ich positioniere mich klar gegen „rechts“. Dabei muss ich erleben, dass ich von der radikalen Rechten viel stärker angefeindet wurde, als ich früher jemals von links angefeindet wurde.

Der Autor ist Rektor der Gebetsstätte Marienfried im Bistum Augsburg.



Rektor Georg Alois Oblinger.

Foto: Privat



VON CLAUDIA KOCK

Im Jahr 325 berief Kaiser Konstantin in Nizäa – dem heutigen Izmit in der Türkei – das erste ökumenische Konzil aller Bischöfe ein, um über eine verbindliche Formulierung der gemeinsamen Glaubensinhalte zu beraten. Es führte zu dem trinitarischen Glaubensbekenntnis, das bis heute für alle Kirchen verbindlich ist. In den Jahren nach dem Konzil spielte der Patriarch von Alexandria in Ägypten, Athanasius, als Verteidiger des Nizänums eine Schlüsselrolle in der Auseinandersetzung mit den Arianern, die das Glaubensbekenntnis in dieser Form nicht anerkannten.

12. April: Der Wochenheilige Der heilige Papst Julius I.

Nachdem Athanasius von seinen Gegnern aus seinem Bischofssitz vertrieben worden war, nahm Papst Julius I. ihn in Rom auf und verteidigte ihn und das Nizänum gegen alle Angriffe. Julius I. wurde schon bald nach seinem Tod als Heiliger verehrt. Sein Gedenktag ist der 12. April.

Dem Liber Pontificalis zufolge stammte Julius aus Rom; sein Vater hieß Rusticus. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, muss aber um die Jahrhundertwende zwischen dem 3. und 4. Jahrhundert liegen. Julius war Diakon unter Papst Marcus, der nach kurzem Pontifikat am 7. Oktober 336 starb. Es folgte eine viermonatige Sedisvakanz, nach der am 6. Februar 337 Julius den Stuhl Petri bestieg. Kurze Zeit später, am 22. Mai 337, starb Kaiser Konstantin, der den Christen im Römischen Reich die Religionsfreiheit gebracht und durch das Konzil von Nizäa versucht hatte, den Glaubensstreit innerhalb der Kirche bei-

zulegen, der von Arius und seinen Anhängern ausgegangen war. Diese betrachteten die drei Personen der Trinität, anders als im Nizänum, als nicht gleichwertig, sondern gaben ihnen eine hierarchisch abgestufte Ordnung mit Gott, dem Vater, an der Spitze. Auf Konstantin folgten seine Söhne, die sich die Herrschaft teilten und unter denen die Glaubensstreitigkeiten zwischen Arianern und Nizänern sich zuspitzten.

Die Arianer wandten sich in Briefen an Papst Julius in der Hoffnung, bei ihm Unterstützung zu finden. Um die Glaubensfrage gerecht zu entscheiden, berief dieser im Juni 340 ein Konzil in Rom ein, zu dem alle Bischöfe beider Seiten eingeladen waren. Die Arianer erschienen jedoch nicht, sondern sandten dem Papst eine harte Absage mit vielen Anschuldigungen gegenüber den Nizänern. Trotzdem wurde das Konzil abgehalten. Fünfzig

Bischöfe nahmen daran teil, rehabilitierten Athanasius und unterstützten den Papst in seinem Vorgehen. Dieser sandte daraufhin ein Schreiben an die Gegenseite, in dem er sich deutlich hinter Athanasius und die Nizäner stellte und den Arianern vorwarf, durch ihr Nichterscheinen auf dem Konzil die Kirche zu spalten und sich illoyal zu verhalten. Am Ende des Schreibens ermahnte er alle zu Nächstenliebe und Frieden. Das Schreiben überzeugte die Arianer nicht. Sie hielten eine eigene Synode in Antiochien ab, auf der sie Athanasius erneut verurteilten.

In dieser verfahrenen Situation ließ Papst Julius durch die beiden amtierenden Kaiser Constans und Constantius II. eine Reichssynode in Serdica einberufen, die jedoch ebenfalls nicht zum Frieden führte, sondern die Kluft zwischen Arianern und Nizänern noch vertiefte, da beide Seiten einander gegenseitig exkommunizierten.

Papst Julius stellte sich während der ganzen Auseinandersetzung unbeirrt hinter die Anhänger des Konzils von Nizäa und nahm Athanasius für mehrere Jahre bei sich in Rom auf. Dies hatte zur Folge, dass das ägyptische Mönchtum in Rom bekannt wurde und dort in einem neuen Kontext weiterentwickelt wurde.

Julius I. kümmerte sich auch um eine Neuorganisation der Kirchenverwaltung in Rom und untersagte es, Kleriker vor weltliche Gerichte zu stellen. Außerdem ließ er fünf neue Basiliken errichten oder fertigstellen: Santa Maria in Trastevere, Dodici Apostoli und drei Friedhofskirchen außerhalb der Stadtmauern von Rom. In einer dieser Kirchen, an der Via Aurelia, wurde er selbst nach seinem Tod am 12. April 352 beigesetzt, wo sein Grab zur Pilgerstätte wurde. Spätestens seit dem 16. Jahrhundert befinden sich seine Reliquien in Santa Maria in Trastevere.

Liturgie als Gemeindepicknick

Wie in vielen Pfarreien der Alltag die Sphäre des Sakralen absorbiert.
Ein Spottwort von vor 30 Jahren wird heute von der Wirklichkeit überholt **VON GERD NEUHAUS**



Allzu viel Alltag wirkt wie ein Virus für die heilige Liturgie.

Foto: KNA

Mit dem Wort „Von der Gralsverehrung zum Gemeindepicknick“ beschrieb der vor einem Jahr verstorbene Freiburger Fundamentaltheologe Hansjürgen Verweyen vor gut 30 Jahren die liturgische Entwicklung der seinerzeit vorausgegangenen 30 Jahre. Mit „Gralsverehrung“ sprach er die vorkonziliare Liturgie an, die von einem großen äußeren und inneren Abstand der Gemeinde gegenüber dem Geschehen am Altar geprägt gewesen sei. Mit „Gemeindepicknick“ bezog er sich hingegen auf eine nachkonziliare liturgische Praxis, die sich geräuschlos den Befindlichkeiten der Anwesenden anschmiegt und auf den Kurs dessen eingeschwenkt ist, was wir heute als Wellness-Kultur bezeichnen. Besonders greifbar wurde ihm diese Gottesdienstgestalt im Friedensgruß, der ihm zum heiligen Höhepunkt der Eucharistiefeier geworden war. Während nämlich jeder möglichst jedem in seiner Nähe die Hand schüttele, gehe vollkommen unter, dass unterdessen der Priester am Altar dreimal das Gotteslamm anrufe, das die Last unserer Sünde trage.

Verweyen hatte diese Diagnose in seinem Buch über den gerade erschienenen „Weltkatechismus“ formuliert, das den bezeich-

nenden Untertitel trug: „Therapie oder Symptom einer kranken Kirche?“ Er stellte diesen Katechismus vor als geboren aus der Sorge darum, dass angesichts der genannten liturgischen Praxis die Kenntnis derjenigen Glaubensüberlieferung verloren geht, die uns über unseren eigenen Lebenshorizont hinausruft.

Natürlich war diese Kritik sehr vereinfacht und übertrieben formuliert. Vor allem berücksichtigte sie nicht die Mühe der vielen, die dennoch das eine mit dem anderen zu verbinden vermochten. Was jedoch vor 30 Jahren bewusste Übertreibung war, ist inzwischen mancherorts reale Wirklichkeit geworden. So konnte man jüngst in einer Großpfarre des Bistums Essen eine „multifunktionale“ Nutzung des Kirchenraumes erleben. Anlass dazu war ein Patronatsfest, bei dem in den übrigen Gemeindekirchen keine Gottesdienste stattfanden und darum „alle“ zu einer liturgischen Feier in dieser Kirche eingeladen waren. Aus Gründen, die den Eingeladenen nicht klar waren, sollten sich die Besucher nach Möglichkeit als Tiere verkleiden. In einer späteren Fassung der Einladung wurde diese Aufforderung auf die Kinder beschränkt, denn neben der Schriftlesung wurde eine Geschichte vorgelesen, in der Tiere eine Rolle spielten. Im

Anschluss an die liturgische Feier war im Kirchenraum dann ein Picknick vorgesehen, für das die weitergehende Einladung ausgesprochen wurde, Fastfood und Picknickdecken mitzubringen.

Sakralität als Transfunktionalität

Dass die Eucharistiefeier selbst die Züge eines Picknicks bei manchen annimmt, konnte ich unabhängig davon mehrfach im Rahmen einer Erstkommunionvorbereitung erleben, die sich als familien- und kinderfreundlich verstand. Bei solchen Eucharistiefeiern ist es inzwischen schon nicht mehr selbstverständlich, dass Eltern mit ihren Kindern überhaupt erscheinen. Wenn dann diejenigen, bei denen das der Fall ist, während der liturgischen Feier essen und trinken, dann geschieht das wahrlich nicht aus dem Wunsch heraus, das Geschehen zu stören. Es ist vielmehr ein Ausdruck der Unsicherheit. Dies zeigt schon deren suchender Blick darauf, ob die anderen gerade stehen, knien oder sitzen. Offensichtlich halten es die Verantwortlichen bisweilen gar nicht mehr für nötig, Kirchen- und Gottesdienstbesucher über Grundformen eines dort gebotenen Verhaltens aufzuklären.

Was wir in unseren liturgischen Feiern inzwischen oft erleben, ist eine Anbiederung an das Bedürfnis nach einer Behaglichkeit und einer Wohlfühlkultur, in der man kaum noch das Gefühl gewinnt, dass sich die Gemeinde hier für etwas öffnet, was größer ist als sie. Was für Hansjürgen Verweyen vor 30 Jahren noch eine satirische Übertreibung war, hat die Realität inzwischen mancherorts sogar überholt.

Der Theologe und Religionsphilosoph Eckhard Nordhofen stellte vor einigen Jahren einmal fest, der „Nutzen“ eines kirchlichen Sakralraumes bestehe in seiner Nutzlosigkeit. Ein solcher Raum bringe uns nämlich auf Abstand zu den Funktionszusammenhängen des Alltags, indem er mit den Mitteln dieser Welt uns die Ahnung von etwas schenke, was nicht von dieser Welt ist. Das gilt insbesondere für eine in diesem Raum feierlich gestaltete Liturgie. Die Feststellung dieser Transfunktionalität fügt sich ein in die biblisch bezeugte Tradition des jüdischen Sabbat, in dem alle Funktionen des Alltags stillstehen und der für uns im „ersten Tag der Woche“ weiterlebt – im Sonntag, der freilich sein Profil weithin dadurch verloren hat, dass er ins „Wochenende“ verschwunden ist. Und nur am Rande sei bemerkt: Man muss sich – und der Autor

schließt sich keineswegs aus – in dieser Hinsicht fragen, ob man nicht mit der Einführung der samstäglichen Vorabendmesse an der Demontage des Sonntags mitgewirkt hat.

Es ist eine Binsenweisheit, dass ein Fisch – wäre er mit Bewusstsein begabt – nicht wissen könnte, was Wasser ist. Denn was uns fugenlos und selbstverständlich umgibt, kann nicht Gegenstand einer spezifischen Erfahrung werden. In genau diesem Sinne brauchen wir Räume, die uns nicht nur auf Abstand zu diesem oder jenem, sondern zu unserem Leben und unserer Welt im Ganzen gelangen lassen. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle genauer auf das einzugehen, was Romano Guardini und Joseph Ratzinger auf ihre Weise jeweils den „Geist der Liturgie“ genannt haben. Aber es darf doch festgestellt werden, was freilich einer weiterführenden Explikation bedürfte: Gerade die Vergegenwärtigung des Kreuzesgeschehens, die wir mit jeder eucharistischen Liturgie feiern, bringt uns nicht nur auf Abstand zu den Strömungsverhältnissen und Funktionen, die uns im Alltag umgeben. Sie klärt uns dabei vor allem über diejenigen Mechanismen der Entfremdung von uns selbst auf, in die wir im Alltag eingeflochten sind. Dabei bezeugt sie ein Heil, das wir nicht selber herstellen, für deren Ankunft wir uns aber offen halten können.

„Ite, missa est“: Das Sakrale wieder verlassen

Dass wir die Eucharistiefeier auch eine „Messe“ nennen, bringt das genannte Kontrastverhältnis schon sprachlich zum Ausdruck. Die am Ende dieser Feier durch den Priester formulierte Aufforderung „Gehet hin in Frieden“ lautete einst: „Ite, missa est“. Sie meint diejenige Sendung, in der ich aus dem Bereich des Sakralen heraustrete und mich in einer erneuerten Bewusstseinsgestalt den Funktionszusammenhängen des Alltags zuwende.

Inzwischen scheint aber umgekehrt der Alltag immer mehr unsere Kirchenräume und deren Nutzung zu affizieren. Auf diese Weise werden sie freilich von den Funktionszusammenhängen dieses Alltags aufgesaugt und in einer ganz neuen Weise nutzlos, nämlich überflüssig.

Der Autor war bis 2018 Gymnasiallehrer für Religion und lehrte bis 2023 Fundamentaltheologie an der Ruhr-Universität Bochum.

JUNGE FEDERN

Den Glauben im Alltag leben



Jeder Getaufte hat einen Orientierungspunkt für sein Leben: seinen Namenspatron. Bei mir ist der heilige Maximilian Kolbe
VON MAX MALETZKI

Wie in allen Lebensbereichen bedarf es auch auf dem Glaubensweg immer wieder Orientierung. Woran können wir uns orientieren, auf wen können wir schauen, wen kann ich mir ganz persönlich zum Vorbild nehmen? Nicht selten stellt man fest, dass es entweder schwerfällt, überhaupt einen Orientierungspunkt zu finden, oder aber, dass wir durch eine überwältigende Anzahl an Möglichkeiten überfordert werden. Was den eigenen Glaubensweg angeht, so dürfte ich feststellen, dass wir als Christen das Glück haben, schon von Geburt an mit einer persönlichen Orientierungshilfe ausgestattet worden zu sein: mit unserem Namen. Hinter dem Namen steht ein Patron, ein Heiliger, der trotz aller Schwierigkeiten der Welt ein Leben in tiefem Vertrauen auf Christus geführt hat und sich ganz dem Willen Gottes unterworfen hat. Meine Firmung als Erwachsener und der dadurch verstärkte Wunsch nach Orientierung im Glauben waren Anlass genug, mich einmal selbst mit meinem Namens-

patron, dem heiligen Maximilian Kolbe, zu befassen. Kolbes Leben war von den Schwierigkeiten beider Weltkriege und den lebenslangen Folgen einer Tuberkulose-Erkrankung geprägt. Nichtsdestotrotz lebte er im vollen Vertrauen auf die Gottesmutter als seine himmlische Fürsprecherin und trat den verschiedensten Menschen stets mit Nächstenliebe entgegen – beides konnte sich Kolbe auch noch dann bewahren, als er 1941 von den Nationalsozialisten verhaftet und deportiert wurde. Allein ein kurzer Blick auf derartige Lebensumstände ermahnt zur Demut. Schau ich vergleichend auf mein Leben, so erkenne ich in den alltäglichen Schwierigkeiten schlussendlich nur mangelndes Gottvertrauen meinerseits. Mir wird bewusst, wie viel mehr Christen in anderen Zeiten und an anderen Orten zu ertragen hatten und noch immer haben. Gerade aber aus dieser Erkenntnis heraus lässt sich neues Gottvertrauen schöpfen: In meinem Namenspatron habe ich Orientierung, habe ich einen Menschen,

der den Weg in und zu Christus vor mir gegangen ist und der auf diesem Weg große Hindernisse überwinden konnte. Aus Demut erwächst Mut zu einem frommen, tugendhaften Leben. Für mich ist es vor allem die Leichtigkeit, mit welcher Kolbe seine Unternehmungen führte, die mich zum Umdenken bewegt. „Sorgt euch also nicht um morgen; denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen“ (Mt 6,34) ist eine Aufforderung Jesu, die der heilige Maximilian verinnerlicht hatte, und an der ich selber regelmäßig scheitere. Anstatt aber an dieser eigenen Unvollkommenheit zu verzweifeln oder das Bestreben nach Verbesserung gänzlich zu verwerfen, zeigt mir der Blick auf meinen Namenspatron, dass eine solche – auf Gottvertrauen gegründete – Sorglosigkeit erstrebenswert und möglich ist. Auch ermutigt mich mein Namenspatron zu mehr Nächstenliebe: Sie ist Kern der Botschaft Jesu, und doch offenbart sich mir tagtäglich meinen Mangel an dieser Tugend. „Vergesst die Liebe nicht!“ – die-

se Worte gab Kolbe im September 1938 seinen Ordensbrüdern mit auf einen unklaren Weg, nachdem die Nationalsozialisten wenige Tage zuvor in Polen eingefallen waren. Ein Ratschlag, an den sich der Heilige selbst noch im „Hungerbunker“ im Konzentrationslager Auschwitz halten sollte. Und ein Ratschlag, den vermutlich jeder nicht oft genug hören kann. Woran können wir uns orientieren? Ich denke, in all dem Trubel und in der Flut an Nachrichten kann ein wenig Rückbesinnung sehr heilsam sein: Es gab Menschen, die uns mit einem heiligen Leben vorangegangen sind, und jeder Einzelne von uns hat allein durch seinen Namen eine Verbindung zu einem Heiligen. Zu wissen, einen solchen Fürsprecher und ein solches Vorbild zu haben, ist nicht nur tröstlich, sondern gibt auch Kraft für den eigenen Glaubensweg. **Der Autor ist 27 Jahre alt und betreibt zusammen mit seiner Frau Maja einen Online-Shop.**

Weltgeltung im Wolkenkuckucksheim

1914, 1933 – 2024? Auch heutzutage sind nicht wenige linke und rechte Zeitgenossen der Meinung, dass am „deutschen Wesen die Welt genesen“ sollte. Der renommierte Kunsttheoretiker Bazon Brock plädiert deswegen in seinem neuesten Buch gemeinsam mit Goethe, Nietzsche und Thomas Mann für eine radikale „Entdeutschung“ **VON UTE COHEN**

Herr Brock, kürzlich habe ich den Titel Ihres neuen Buchs einem Kollegen gegenüber erwähnt und damit blankes Entsetzen ausgelöst. Ist das ein gutes Zeichen, dass Sie noch zu schockieren vermögen?

Ja, vielleicht zeigt es an, dass wir jetzt erst eine Chance hätten, das Problem der deutschen Identität überhaupt sinnvoll zu diskutieren. Bisher waren die Überlegungen „Was ist des Deutschen Vaterland?“ „Was ist des Deutschen Charakter?“ überformt von fürchterlichen ideologischen Blähungen. Jetzt könnte man im europäischen Kontext genötigt sein, das zu ändern und dann zu einem besseren Verständnis zu kommen, als das bisher der Fall war.

„Eine schwere Entdeutschung“, so der Titel, ist das eine Feststellung oder ein Appell?

Beides. Es ist eine Feststellung in dem Sinne, dass von Goethe bis zu Thomas Mann über den Hauptakteur Friedrich Nietzsche das Programm der Entdeutschung immer wieder zum Thema gemacht worden ist und in allen Facetten bearbeitet wurde. Es ist eine Forderung, sich gegen die historische Inbesitznahme von kultureller Identität durch die totalitären faschistischen Regime zu wehren. Das heißt, man müsste jetzt in der Lage sein, unter europäischen Gesichtspunkten die Herausbildung einer kulturellen Identität ganz anders zu verstehen als bisher.

Die erste Reaktion beim Nennen des Titels lautet: Geht's da um den großen Austausch? Verstehen Sie Entdeutschung als Abschaffung des Deutschen oder als einen Reinigungsfeldzug gegenüber fehlgeleitetem Deutschsein?

Das zweite ist der entscheidende Punkt: Die meisten Menschen haben nicht verstanden, dass 1945 nicht die Verabschiedung der Programmatiken kultureller Identität, wie sie das Dritte Reich bewirtschaftete, stattgefunden hat, sondern eine Verlagerung. Die Suprematie, die Vorherrschaftsansprüche des Deutschen gegenüber den Russen, Polen, gegenüber den östlichen und südlichen Ländern war nicht mehr durchhaltbar. Aus der Forderung „Wir bestimmen die kulturelle Identität aller anderen“ wird „Wir sorgen für alle anderen“. Der jetzige bundesrepublikanische Deutsche sagt: Wir sind ein unermesslich reiches Land, wir sind die einzigen, die korrigieren, was die anderen versiebt haben. Das Überlegenheitsgefühl des Nationalsozialismus zeigt sich heute darin, dass wir als Lehr- und Zahlmeister für alle anderen gelten wollen.

Wohnt dem Entdeutschen der Anfang eines neuen Deutscheins inne oder der Universalismus?

Es geht auf den Universalismus zurück – Deutscheins heißt Menschsein. Die Irreleitung der wagnerianischen, wilhelminischen und hitlerschen Politik gilt es zu korrigieren. Deutscheins hatte sich ursprünglich ja nicht auf reale Machtausübung gestützt, sondern auf geistige und intellektuelle Fähigkeiten. Die Weltgeltung durch Musik, Philosophie, Literatur und das humboldtsche Universitätskonzept fand als Ideenausbildung statt – im Wolkenkuckucksheim, mit Heinrich Heine gesprochen.

Sie ziehen einen „Anschluss an das vorwagnerianische und vorwilhelminische Deutschland in all seinen kulturell-religiösen, künstlerisch-wissenschaftlichen, politischen und sozialen Potenzialen“ in Erwägung. Wie darf man sich das vorstellen?

Zur Person

Bazon Brock (geboren 1936) ist ein deutscher Kunsttheoretiker und emeritierter Professor für Ästhetik und Kulturvermittlung der Bergischen Universität Wuppertal. Mit seinen zahlreichen Veröffentlichungen, Vorlesungen und Aktionen hat der 87-jährige Ästhetik-Experte das kulturelle Leben der Bundesrepublik Deutschland geprägt. Zuletzt erschienen: „Eine schwere Entdeutschung: Der Widerruf des 20. Jahrhunderts ist die Zukunft Europas“ (Schwabe Verlag, 2024).



Er trat entschieden für eine „Entdeutschung“ beziehungsweise Entideologisierung der deutschen Mentalität ein: der Meisterdenker und glühende Europäer Friedrich Nietzsche (1844-1900).

Indem man zur Kenntnis nimmt, was Goethe, Nietzsche oder Thomas Mann zur Entfaltung von intellektuellen Kräften der Deutschen gesagt haben: Durch Lernen von denen, die das Desaster der permanenten Selbsterstörung Deutschlands vorausgesehen und erkannt haben. Man kann von ihnen lernen, dass das Deutschein auf den Positionen der humanistischen Tradition gründet und dass man den Naturgesetzen und der Entstehungsgeschichte des Menschenschlechts zu entsprechen hat. Das kommt einem Widerruf des 20. Jahrhundert gleich, in dem die Deutschen als „Weltmacht“ zu triumphieren versuchten.

Besteht nicht die Gefahr, dass der „Widerruf des 20. Jahrhunderts“ gerade das Auslösen des historischen Bewusstseins befördert? Wie kann man dem entgegentreten?

Durch Kenntnisse der Geschichte. Das aber ist das Problem, dass die Schulen dieser Aufgabe nicht gewachsen und die bürgerlichen Familien nicht mehr darauf vorbereitet sind. Der Begriff des Fortschritts muss neu gedacht werden: Fortschritt ist nicht das Verlassen aller Positionen zugunsten von Neuem, sondern die Anerkennung der Gesetze, die für alle gelten: der Naturgesetze. Wenn wir heute eine Klimakatastrophe haben, dann heißt das, die Menschen haben diese Gesetze nicht anerkannt, sondern sich großmäulig darüber hinweggesetzt.

Ist der Geschichtszyklus verdammt zur Wiederkehr des ewig Gleichen?

Verdammt sollte man das nicht nennen. Wir müssen die Wirkung der Gesetze der Natur besser verstehen. Das ist das Ziel aller Naturwissenschaft. Das ist die große Tröstung der Menschheit. Es gibt das ganz fantastische Unveränderliche, Unabdingbare, Absolute in Gestalt der Naturgesetze.

Und die Kulturwissenschaften?

Die Kulturwissenschaften lernen zu verstehen, warum die mächtigsten Großreiche aller Zeiten – wie die der Ägypter, der Perser, der Chinesen, der Römer, der Briten – zugrunde gingen, obwohl sie ja als Mächtigste über alle Gegner hätten triumphieren müssen. Daraus haben wir für die unmittelbare Zukunft Europas zu lernen.

Augustinus bestand auf der Möglichkeit des immer erneuten Beginns: initium ut esset, creatus est homo (Der Mensch wurde erschaffen, damit ein immer erneutes Anfangen möglich ist). Welche Konsequenzen ergeben sich daraus?

Man darf die Hoffnung nicht verlieren, dass sich der Weltlauf nicht in der Ziellosigkeit erschöpft. Wir müssen hoffen können, uns auf einen „Sinn

im Sinnlosen“ zu einigen, indem wir z. B. die blutige Auslöschungskonkurrenz der Individuen, der Völker und der Unternehmen in eine alle Kräfte potenzierende Kooperation überführen.

Wenn das Christentum geprägt ist durch die Hoffnung auf Wandel, wie deuten Sie dann heutige religionskritische Vorbehalte?

Die christliche Religion ist weltweit in eine schwierige Situation gestürzt worden, weil alle Welt sie mit dem Kolonialismus verbindet. Die großen Kolonialisten des 15. bis 20. Jahrhunderts agierten im Zeichen des Kreuzes, deshalb sei die christliche Religion nichts anderes als die Ideologie des Kolonialismus und Ausdruck der Unterwerfungsstrategien des Westens gegenüber dem Rest der Welt. Die Mission, die die Kirche zu erfüllen hätte, wäre es, zu sagen: Das Christentum hat mit dieser Art von Begründung von Machtverhältnissen nichts zu tun, sondern im Gegenteil: Christliche Theologien begründen eine völlig neue Möglichkeit, vernünftig von Gott zu sprechen, weil für Christen Gott eben Mensch geworden ist – anstatt wie üblich die Vergöttlichung des Menschen zum Programm zu erheben. Allein wenn Gott Mensch geworden ist, können wir als Menschen vernünftig von Gott reden.

Ist dafür aber nicht eine andere als die jetzt übliche Lebenshaltung in Passivität, also eine vita activa nötig? Wie können wir der hinnehmenden Passivität, dem Zombietum, etwas entgegensetzen?

Der Konsument ist der Zombie. Er glaubt, er könne sein Wünschen und Wollen als alleinige Ursache für die Verfügbarkeit oder Unverfügbarkeit von Dingen verantwortlich machen. Wer weiß, welche Bedingungen ein vernünftiges Leben ermöglichen, durch „Vernunft in Ackerbau und Viehzucht“ zum Beispiel, der kann erst ein Bewusstsein für Geschichte entwickeln.

Kinder verkörpern den Neubeginn und die Fortsetzung. Derzeit werden sie oft indoktriniert mit den Parolen der Erwachsenen: Free-Palästine-Parolen zum Beispiel. Dürfen wir auf eine Gegenbewegung hoffen?

Kinder wurden zu allen Zeiten zur Arbeit gezwungen und ausgebeutet, auch indoktriniert. Dagegen wurden analog zum Naturschutz Maßnahmen des Menschenschutzes gesetzt, unter anderem Kinderschutzgesetze. Man vergisst allzu schnell, dass das Fehlverhalten der „Erwachsenen“ gerade aus dem Missbrauch oder der Fehlleitung der Kinder resultiert.



Mit Kant zum Frieden

VON STEFAN GROSS-LOBKOWICZ

Ein flächendeckender Weltenbrand zerstört derzeit wieder menschliche Existenzen. Ob in der Ukraine oder dem Nahen Osten – der Krieg erweist sich als großes Drangsal einer Menschheit, die eigentlich nach Frieden dürstet. Wie im Zweiten Weltkrieg die ehemalige Königlich Preußische Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Schutt und Asche gelegt wurde, regiert heute der Leviathan, das übermächtige Ungeheuer – mit unvorstellbarer Macht und Gewalt. In diesem Königsberg wurde vor 300 Jahren der Superstar der Philosophie, Immanuel Kant (1724-1804), geboren. Und 300 Jahre nach seiner Geburt gleicht die Welt wieder einem Karfreitag – trotz Aufklärung und dem mit ihr verbundenen Optimismus des Siegeszuges der Vernunft. Doch die Aufklärung ist in ihr Gegenteil gekippt, die Dialektik der Rationalität endet im Wahnsinn, im Imperialismus eines Putins, die sich jeder Vernunft entziehen. Kant war es einst, der das Feuer der Vernunft neu anzündete, der gegen alles Unrecht seine praktische Philosophie und Rechtslehre stellte. Den für alle Menschen geltenden kategorischen Imperativ entwarf er als kritische Prüfung von Handlungen und Normen: „Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.“ Und gegen die Kriegswüten seiner Zeit hatte Kant 1795 seine berühmte Schrift „Zum ewigen Frieden“ geschrieben: Der Königsberger Philosoph, für den das radikal Böse als Naturzustand zum Wesen des Menschen gehört, will Frieden – der, eben weil er kein natürlicher Zustand ist, erst gestiftet werden muss. Nur eine republikanische Rechtsordnung ist die Garantie für diesen Vernunftfrieden – und Despoten und Oligarchen à la Putin widersprechen der republikanischen Idee des Rechtes per se. Kein Staat, so Kant, der neben dem Staatsbürgerrecht die Idee vom Völkerbund und das Weltbürgerrecht entwirft, darf sich in die Verfassung und Regierung eines anderen einmischen. Der Krieg gegen die Ukraine wäre für ihn demnach eine klare Verletzung dieses Grundsatzes. Dennoch ist für den Philosophen Frieden nicht dadurch zu erreichen, dass immer mehr Waffen geliefert werden, nicht dadurch, dass der Krieg verlängert wird und damit das Töten auf beiden Seiten kein Ende findet. Vielmehr würde Kant, wie unlängst Papst Franziskus, für Diplomatie werben, für einen Frieden auf Basis der Vernunft. Wirkliche Staatsklugheit müsste auf Friedensverhandlungen hinwirken. Gerade in einer Zeit, die nach dem Zusammenbruch des Kalten Krieges auf einen neuen Weltenbrand zusteuert, ist Kants Utopie eines ewigen Friedens heute aktueller denn je. Dem Unrecht des Naturzustandes lässt sich nur mit einer universalen Rechtssicherheit, die das menschliche Leben verbindlich regelt, begegnen. Wenn die dämonischen Kriegstreiber bar jeder Vernunft zündeln, obliegt es der Weltgemeinschaft dennoch an den Verhandlungstisch zu treten. Denn Krieg bleibt für den Aufklärer die „Umkehrung des Endzwecks der Schöpfung selbst“.



Der Autor ist Pressesprecher der Diözese Regensburg.

Von „Queen Bey“ zu „Country Carter“

US-Superstar Beyoncé hat mit „Country Carter“ ihr lange angekündigte Country-Album veröffentlicht. Das Album stürmt weltweit die Charts – doch ist es auch ein musikalischer Erfolg? VON STEFAN AHRENS

Ist das noch Country – oder kann das weg? Nun, so einfach kann man es sich mit „Cowboy Carter“, dem neuen Album von US-Sängerin Beyoncé, nicht machen. Denn wer das äußerst opulent geratene neue Album lediglich unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, wird dem gegenwärtigen Erfolgsalbum der Stunde mit Sicherheit nicht gerecht. Aber der Reihe nach.

Ein episch-cinematiscches Album erlebnis

Zu „Cowboy Carter“ ist Beyoncé Knowles Carter, neben Taylor Swift der gegenwärtig erfolgreichste weibliche Popstar der Welt, längere Zeit unterwegs gewesen. Denn bereits im Jahr 2016 nahm die R&B-Sängerin, die bereits in den 1990er-Jahren mit der Girlgroup „Destiny's Child“ globale Charterfolge feiern konnte und seit rund 20 Jahren auf eine noch erfolgreichere Solokarriere zurückblicken kann, für ihr Album „Lemonade“ mit den Country-Superstars der „Dixie Chicks“ den Song „Daddy Lessons“ auf. Und obwohl die Kollaboration der Sängerin mit den mittlerweile nur noch unter dem Namen „Chicks“ auftretenden Country-Damen für begeisterte Kritiken sorgte, polarisierte ein gemeinsamer Auftritt bei den 50. Country Music Association Awards im selben Jahr: Einerseits erreichten die TV-Einschaltquoten aufgrund der Beteiligung Beyónces ein Rekordhoch, andererseits kritisierten nicht wenige eingefleischte Country-Fans, dass ein R&B-Musikstar wie Beyoncé bei einer Country-Veranstaltung nichts zu suchen habe – ein Vorwurf, den man bei einem gemeinsamen Auftritt von Jason Timberlake und Country-Superstar Chris Stapleton bei genau derselben Award-Show ein Jahr zuvor übrigens nicht erhob.

Beinahe acht Jahre später nun folgt also Beyónces musikalische Antwort auf diese sicherlich nicht ausschließlich auf musikalischer Grundlage basierende Zurückweisung einiger lauter Hardcore-Country-Fans – und der Superstar holt in episch anmutender Art und Weise hierfür aus: Insgesamt 27 (!) Songs inklusive einer Laufzeit von rund einer Stunde und 20 Minuten umfasst das definitiv nicht kurz geratene Musikprojekt, bei welchem es sich die Sängerin nicht zur



Auch der mittlerweile bartlose Stevie Wonder tritt auf Beyónces neuem Album „Country Carter“ musikalisch in Erscheinung. Foto: dpa

Aufgabe gemacht hat, ein Album auf den Weg zu bringen, mit welchem sie es dem harten Kern der Country-Fans Recht machen will. Im Gegenteil: Von Anfang an wird auf „Country Carter“ klar gemacht, dass es sich bei diesem Album nicht um mehr oder weniger authentische Countrymusik handeln soll, wie diese momentan von jüngeren Superstars wie dem bereits erwähnten Chris Stapleton sowie Luke Combs oder Morgan Wallen immens erfolgreich dargeboten wird.

Vielmehr steht das Musikprojekt unter dem Motto „Country reimagined by Beyoncé“: Denn auf „Country Carter“, welches konzeptionell als Radioübertragung des fiktiven Country-Radiosenders KNTRY Radio Texas präsentiert wird und somit aus einem popmusikalischen Paralleluniversum grüßt, fließen in episch-cinematiscches Breite Musikgenres wie Country, Soul, Pop, Hip-Hop, Rock and Roll, Psychedelic Rock und sogar Klassik mühelos ineinander über und beschenken dem Album eine unerwartete musikalische Vielfalt – deren Grundlage der typische, eher jüngere Zuhörer ansprechende R&B Beyónces bildet.

Für die musikalische Umsetzung von „Country Carter“ wurden neben eher unbe-

kanteren Countrymusikern wie Tanner Adell, Brittney Spencer, Tiera Kennedy, Reyna Roberts, Shaboozey und Willie Jones auch einige musikalische Schwergewichte verpflichtet: So greift Paul McCartney auf einer souligen Coverversion des Beatles-Klassikers „Blackbird“ selbst zur Akustikgitarre und auch Stevie Wonder, Discolgende Nile Rogers sowie Miley Cyrus und Post Malone treten unter anderem musikalisch in Erscheinung.

Mit Paul McCartney, Dolly Parton und Stevie Wonder

Zudem sind die Country-Legenden Linda Martell, Willie Nelson und vor allem Dolly Parton auf Beyónces Album prominent vertreten: Einerseits als „Moderatoren“ des fiktiven KNTRY-Senders, andererseits aber im Falle Partons auch musikalisch. Denn Beyoncé hat mit dem Segen der „Queen of Country“ deren Dauerbrenner „Jolene“ gecovert – und den Song, wie beide unisono erklären, neben hinzugefügten Gospel-Untertönen textlich ins 21. Jahrhundert geholt.

Musikalisch und produktionstechnisch hat „Cowboy Carter“ also durchaus Einiges

zu bieten – und Musikfans aus aller Welt heben in kommerzieller Hinsicht schon einmal den Daumen: Denn sowohl in den USA, Deutschland und Großbritannien als auch in zahlreichen anderen Musikmärkten schaffte es „Country Carter“ seit dessen Veröffentlichung am 29. März relativ mühelos an die Spitze der jeweiligen Albumcharts – in Großbritannien verkaufte sich das Album sogar stärker als die restlichen Top-5-Alben zusammen. Außerdem gelangten 23 der 27 Musikstücke in die US-Billboard-Single-Charts – die Vorabsingle „Texas Hold' Em“ bescherte Beyoncé zudem den ersten Nr.-1-Erfolg einer schwarzen Sängerin in den US-Country-Charts.

Doch „Cowboy Carter“ hat auch seine Schwächen – und die hängen durchaus mit der Konzeption des Albums an sich zusammen. Denn „Cowboy Carter“ ist der zweite Ableger von Beyónces sogenannter „Renaissance“-Trilogie – einem Zyklus an Alben, mithilfe dessen Beyoncé populäre Genres zu ihren vermeintlich „schwarzen Wurzeln“ zurückführen möchte. Nachdem sie sich auf dem Vorgängeralbum „Renaissance“ der Clubmusik sowie der Freilegung von deren afroamerikanischen Erbe widmete, versucht sie selbiges nun also im Country-Genre – und liefert stattdessen eher eine Transzendierung des Genres anstelle einer authentischen musikalischen Rekonstruktion. Und so schmeckt es trotz aller musikalischer Vielfalt auf „Country Carter“ auch ein wenig nach musikalischer Identitätspolitik und verletztem Stolz, wenn Beyoncé musikalisch die Banjos anpackt und diese mit R&B-Rhythmen unterlegt – verbunden mit der Frage, inwiefern das Album musikalisch jenseits dessen Status als „Beyónces Country-Album“ die Jahre überdauern wird.

„Genres are a funny little concept, aren't they?“, fragt Country-Legende Linda Martell im Intro des Albumsongs „Spaghettii“ (sic!). Und in der Tat: Unterm Strich ist „Cowboy Carter“ ein abwechslungsreiches und trotz seiner Länge kurzweiliges Album geworden – über das sich mit den Worten der österreichischen Poplegende Falco in seinem im besten Englisch vorgetragenen 80er-Jahre-Hit „The Sound of Music“ (erneut sic!) sagen lässt: „Sei es Rock, Punk, Heavy Metal, politics or classical – it's all music to me.“

KLEIN.KRAM

Gott wohnt hier nicht mehr



Wenn eine Kirche per Online-Kleinanzeige verkauft werden soll, löst das Diskussionen aus – aber das Wichtigste wird dabei übersehen

VON TOBIAS KLEIN

Seit einigen Wochen wird die Kirche „Zur Schmerzhafte Mutter Gottes“ in Lisenhausen, einem Stadtteil von Rotenburg im Bistum Fulda, über den Online-Dienst „Kleinanzeigen“ zum Kauf angeboten. Die als unkonventionell wahrgenommene Form der Käufersuche hat den Fall in die Schlagzeilen gebracht, aber im Grunde handelt es sich um einen nur allzu gewöhnlichen Vorgang: Angesichts von Pfarreifeuerungen und schwindendem Gottesdienstbesuch werden immer mehr Gotteshäuser in Deutschland kaum noch oder gar nicht mehr genutzt; es wird erwartet, dass die Kirche sich mittelfristig von einem Drittel ihrer Sakralgebäude trennen wird.

Was aber wird aus den aufgegebenen Kirchengebäuden? Es wird viel darüber diskutiert, wie man Kirchen durch Umnutzung vor dem Abriss bewahren könne, um sie als Kulturdenkmäler und markante Punkte im Ortsbild zu erhalten; es wird erwogen, welche Arten der Nachnutzung sowohl dem Denkmalschutz und dem besonderen Cha-

rakter der Gebäude gerecht werden als auch der Gesellschaft nützen. Es gibt sogar eine von der Deutschen Forschungsgemeinschaft initiierte „Forschungsgruppe Sakralraumtransformation“.

Kaum eine Rolle scheint es in solchen Überlegungen zu spielen, dass katholische Kirchen geweihte Orte sind – und was das bedeutet, nämlich, dass diese Räume der profanen Nutzung, und damit auch profanen Nützlichkeitservägungen, prinzipiell entzogen sind. Eine Profanierung, „Entweihung“, ist kirchenrechtlich zwar möglich, aber keinesfalls wünschenswert: Was einmal der Gottesverehrung gewidmet wurde, soll idealerweise keinem anderen Zweck mehr dienen.

Man wird einwenden, das sei kaum realistisch: Woher soll das Geld für den Erhalt von Immobilien kommen, die keinen realen Nutzen mehr haben? Peter Maurin, der Begründer der Catholic Worker-Bewegung, pflegte zu sagen: „Die Heiligen haben Kapital durch Gebet akkumuliert.“ Man mag

sich ausmalen, welches Kopfschütteln eine solche Aussage heute im kirchlichen Verwaltungsapparat auslösen dürfte. Dort herrscht weithin ein struktureller Atheismus: Gott ist ein Faktor, mit dem buchstäblich „nicht gerechnet wird“.

Wäre dies nicht so, müsste es auf der Hand liegen, dass man, statt nach „kreativen Lösungen“ für die Umnutzung von Kirchen zu rufen, diese Kreativität lieber darauf verwenden sollte, sie als Sakralräume, als Orte der Gottesverehrung zu erhalten. Wo nicht mehr regelmäßig die Heilige Messe gefeiert wird, sollte Raum geschaffen werden für Ewige Anbetung, für Andachten, Stundengebet, Rosenkranz, Lobpreis. Mindestens aber sollten die Kirchen als Orte der Stille und fürs persönliche Gebet offen gehalten werden. Wo nicht einmal dies geschieht, stirbt eine Kirche von innen her ab, und Profanierung, Verkauf oder Abriss sind dann nur noch die äußere Konsequenz dieser Entwicklung.





Wenn es eines Bildes bedürfte, um Else Lasker-Schülers Blick auf die Engel zu verdeutlichen, dann wäre dies Hugo Simbergs „Der verwundete Engel“ (1903).

Foto: IMAGO/FineArtImages

Die verwundeten Engel im Blick

Ihre Verbindung zu den himmlischen Heerscharen trug die Dichterin Else Lasker-Schüler durch ihr spannungsreiches Leben **VON UWE WOLFF**

Else Lasker-Schüler (1869-1945) sah Engel eingewoben in den Teppich ihres Lebens. Sie berichtete von Schutzengelerlebnissen aus frühen Kindertagen, von einer besonderen Beziehung zum Engel Gabriel und von ihrer geliebten Mutter als Engelgestalt mit goldenen Flügeln. Sie war „der große Engel./ Der neben mir ging.“ Als Else Lasker-Schülers einziges Kind stirbt, vergießen Engel Tränen wie bei der Beweinung Christi. Ihre reale Gegenwart bezeugt die Mutter: „Beselige ich auch nur ein paar Menschen, ja nur einen einzigen mit der Kunde der Engel! Ich sah, entrückt dieser Welt, nahe am heiligen Hügel meines teuren Kindes – die Engel. So wahr mir Gott helfe! Amen!“

Zwischen Euphorie und Melancholie

Engel sind Türöffner zu einer anderen Wirklichkeit. Sie stehen an Gräbern und vor der Pforte des Paradieses und sind Hüter der Stadttore: „Ich suche allerhand eine Stadt./Die einen Engel vor der Pforte hat./Ich trage seinen großen Flügel/Gebrochen schwer am Schulterblatt/Und in der Stirne seinen Stern als Siegel.“ Der finnische Maler Hugo Simberg malte einen solchen zarten weiblichen Engel mit gebrochenen Flügeln – sein Ölgemälde „Der verwundete Engel“ von 1903, welches im Ateum in Helsinki hängt, wurde 2006 von dessen Publikum zu Finnlands „nationalem Gemälde“ gewählt: So mag sich Else Lasker-Schüler zuweilen gefühlt haben. Sie erlebte große Stimmungsumschwünge zwischen Euphorie und Melancholie. Im Gefühlüberschwang reagierte sie invasiv auf andere Menschen – dann wechselte sie die Geschlechteridentität und spielte „Jussuf“, den Prinzen von Theben. Diesen überaktiven beschwingten Erfahrungen eines hohen Lebensgefühls folgten Phasen der gebro-

chenen Flügel. Von Weltschmerz und Weltende war dann die Rede, von Schwermutwolken und einer Trübnis, als wäre Gott gestorben. „Es stieg aus allen Dingen/ Ein Schmerz, und der ging um/ – Und legte sich auf mich.“

Die Melancholie erfährt Else Lasker-Schüler als paradoxe produktive Kraft. Sie offenbart sich in Träumen und Visionen. Die inspirierte Dichterin verstand sich als Gefäß einer Wort gewordenen Offenbarung. Wer berufen ist, muss keinem Beruf nachgehen. „Prinz Jussuf“ lebte bis in seine letzten Jerusalemer Jahre von Zuwendungen: Karl Krauss gab Geld für die Beschulung des einzigen Kindes auf der Odenwaldschule, in Berlin, München und Prag wurde ebenfalls Geld gesammelt – sehr zur Missstimmung von Franz Kafka. Er fühlte sich genötigt, gab fünf Kronen, „ohne das geringste Mitgefühl für sie zu haben“, wie er an Felice Bauer schreibt. „Ich weiß den eigentlichen Grund nicht, aber ich stelle mir sie immer nur als eine Säuferin vor, die sich in der Nacht durch die Kaffeehäuser schleppt.“ Hier hatte sie im Jahr 1912 auch Gottfried Benn kennengelernt. Klein war sie, knabenhaft schlank, große rabenschwarze Augen. Damals in Berlin und noch an ihrem Lebensende in Jerusalem gefiel sich die Dichterin in der Verkleidung, über und über mit unechtem Schmuck behängt.

Else Lasker-Schüler wollte um jeden Preis auffallen: Die exzentrischen Maskeraden verschafften ihr Aufmerksamkeit, lockten aber auch den Widerspruch gegen ihre Dichtung hervor. „Ich kann ihre Gedichte nicht leiden, ich fühle bei ihnen nichts als Langweile über ihre Leere und Widerwillen

wegen des künstlichen Aufwandes“, schrieb Kafka. „Auch ihre Prosa ist mir lästig aus den gleichen Gründen, es arbeitet darin das wahllos zuckende Gehirn einer sich über spannenden Großstädterin.“ Gottfried Benn wiederum wollte nach ihrem Tod in Lasker-Schüler „die größte Lyrikerin, die Deutschland je hatte“, sehen. In Jerusalem hatte sie bei ihrem zweiten Aufenthalt den großen Erforscher der jüdischen Mystik kennengelernt – Gershom Scholem aber hielt ihre dichterischen Offenbarungen für reine Mystifikation. „Ihre Redeweise war lyrisch-verrückt und sie verlangte von ihren Partnern, dass sie darauf ergeben eingingen. Das machte ich nicht mit.“ Scholems Mutter Betty stimmte dem Urteil ihres Sohnes zu: „Ich fand dieses Frauenzimmer immer greulich und ich verstehe nicht, wie man aus ihrem Gewäsch ohne jeden Sinn Dichtkunst herauslesen konnte.“ (Berlin, 17. Juni 1937)

Hochbegabt und äußerst exzentrisch

Das jüngste von sechs Kindern aus reichem Elternhaus war hochbegabt und sehr verwöhnt. Mit vier Jahren konnte die kleine Prinzessin lesen und schreiben. „Du bist eine Dichterin!“, erklärt die Mutter. Sie war eine große Leserin und Liebhaberin von Goethes Gedichten, die sie mit schöner Schrift in ein besonders gebundenes Buch abschrieb. Wie Gertrud von le Fort wurde die kleine Else von ihrer belesenen Mutter zur Niederschrift von eigenen ersten Gedichten angehalten. Früh hatte sie ihre Durchsetzungskraft erprobt. Bekam sie nicht, was sie wollte, stieg sie auf einen kleinen Turm des Hauses und rief von oben hinab: „Ich langweile mich so!“

Else Lasker-Schüler hat sich oft gelangweilt, besonders in der Schule. Am Schulversagen sind nicht immer die sozialen oder familiären Umstände schuld. Doch Aaron

Schüler (1825–1897) trickste, wie der Vater von Gertrud von le Fort, die Lehrer aus, förderte das Bewusstsein der Erwählung und Sonderstellung seiner Tochter, die mit acht Jahren als Schulverweigerin ihre erste große Rolle fand. Wie der biblische Josef war sie die Erwählte und musste dafür mit dem Sturz in die Grube büßen. Nicht nur die Leistungen in Mathematik blieben auch nach dem Privatunterricht katastrophal. Besonders schwach war das dichterische Genie in Geografie. Der reale Raum der Welt interessierte den Geist, der mit Engeln Gespräche führte, in keiner Weise.

Else Lasker-Schüler glaubte, dass Ehen von den Engeln im Himmel geschlossen werden. „Zwei sich küssende Augen bringen den Engel der Liebe zur Welt.“ Wie aber erklärt sich dann die unglückliche Liebe? Brauchen dem Engel der Liebe die Schwingen? Ihr erster Mann Bertold Lasker war deutscher Schachmeister. Sein Bruder Emanuel sogar von 1894 bis 1921 Schachweltmeister. Stefan Zweig nennt seinen Namen im Eingang der „Schachnovelle“. Doch in der Welt der Logik und des strategischen Denkens war für engelgleiche Erweckungszustände kein Platz. Die Dichterin aber suchte in ihren Beziehungen die Gegenwart. Sie liebte die Exzentriker wie den Anarchisten Senna Hoy (1882-1914), der im vorrevolutionären Russland unter die Räder kam. Ihr zweiter Mann, Herwarth Walden, reiste 1932 nach Moskau und fand hier wie viele Revolutionstouristen den Tod. Else Lasker-Schüler war eine große Liebende, die in ihrem Leben nie die große Liebe fand und dennoch voller Gewissheit war: „Ich pflückte mir am Weg das letzte Tausendschön.../Es kam ein Engel, mir mein Totenkleid zu nähren –/Denn ich muss andere Welten weiter tragen./Das ewige Leben dem, der viel von Liebe weiß zu sagen./Ein Mensch der Liebe kann nur auferstehen!“

Die Familie Schüler gehörte zum weitge-

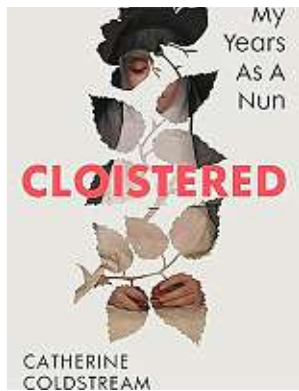
hend assimilierten Judentum, von dem sich der politisch hellsichtige Gershom Scholem früh abgewandt hatte. Man feierte Weihnachten ebenso wie den Versöhnungstag. Hier blieb nach altem Brauch ein Stuhl für den Messias frei. Auf ihn platzierte das Kind sein Lieblingsspielzeug. Else Lasker-Schüler war immer in Erwartung auf die Ankunft des Engels der Liebe. Engel sind wie die Dichterin Platzhalter Gottes. „Platzmachen für Gott!“. So beschrieb sie ihre Aufgabe. Gedichte waren für sie Gebete wie ein „sabbatliches Flügelkleid“. Das Gebet soll dich befreien. Dein Glauben sei ein fröhlicher! König David tanzte voran im Zuge vor der Bundeslade. Diese Begeisterung für Gottes Gegenwart hatte sie auch in den Prozessionen zum St. Laurentius-Tag erfahren, wenn die Mädchen im frommen Elberfeld als Engel verkleidet durch die Straßen zogen.

Platzhalterin der Engel Gottes

Else Lasker-Schüler bewahrte zeitlebens die Unabhängigkeit und Unmittelbarkeit ihrer Berufung. In Jerusalem fand sie kein Gehör, wie sich Schalom Ben-Chorin erinnert: „Zur Schande Jerusalems muss es gesagt werden, dass es nicht ganz leicht war, einen Vortrag der Dichterin in der Heiligen Stadt zu veranstalten. Die zentralen zionistischen und kulturellen Körperschaften der Stadt sahen ihre Aufgabe keineswegs darin, die größte lebende Dichterin des jüdischen Volkes in gebührender Weise zu ehren, ja, nur den Rahmen zu schaffen für einen würdigen Rezitationsabend.“ Der letzte Gedichtband „Mein blaues Klavier“ erschien 1943 in einer Auflage von 330 Exemplaren. Ihr Grab existiert nicht mehr. Im Aminadav Wald erinnert eine abstrakte Skulptur „Engel für Jerusalem“ (2007) von Horst Meister an die Platzhalterin der Engel Gottes.



REZENSIONEN FREMSPRACHIGER BÜCHER

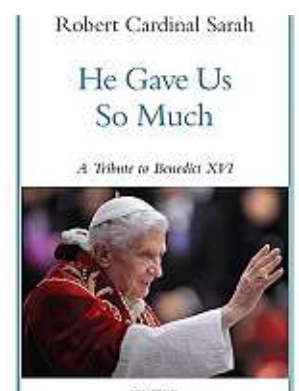


Einblicke in einen dysfunktionalen Karmel

Catherine Coldstream ist eine ruhige Frau, eine, die für Frieden in ihrem Umfeld sorgt. Grund genug dafür hatte sie schon als Kind. Denn in ihrer dysfunktionalen Familie war sie es, die für Stabilität stand, sich den Wünschen der anderen beugte und vorauszuahnen versuchte, wo Konfliktpunkte liegen könnten, um dann frühzeitig dafür zu sorgen, dass keine Spannungen aufkommen konnten. Ihre Mutter war überwiegend abwesend, selbst dann, wenn sie mal zuhause war, und ihr Vater, heiß geliebt und doch fern, die im Grunde einzige Bezugsperson, deren Tod für die damals 24-Jährige einen Wendepunkt bedeutete. In der Begegnung mit dem Verstorbenen verspürte Coldstream dessen lichte Präsenz und in ihr Gott. Sie entschloss sich, katholisch zu werden und mehr noch, in den Karmeliterorden einzutreten.

Das Priorat Akenside ist ein wirkliches Kloster, auch wenn der Name selbst erfunden ist. In der ruhigen Naturlandschaft von Northumberland findet die junge Frau eine von Licht erfüllte Zelle für die vielen Stunden des Gebets, die ihr innere Ruhe und tiefe Freude schenken. Dass sie angehalten wird, keine Freundschaften zu schließen, fällt ihr zunächst leicht. Die in sich selbst zurückgezogene Lebensform fördert die Gottesbegegnung. Aber die Spannungen im Kloster sind dennoch nicht zu übersehen. Viele der Nonnen leiden unter psychischen Krankheiten, und die Kämpfe um die Macht zwischen konservativen und progressiven Nonnen machen das Kloster zu einem Schauplatz innerer und äußerer Kämpfe. Zehn Jahre lang erträgt sie Restriktionen, Mobbing und Schläge, bis sie schließlich bei Nacht und Nebel aus dem Kloster flieht. Ihren Glauben an die katholische Kirche lässt sie im Kloster zurück. Nicht aber ihren Glauben an Gott. Ganz im Gegenteil. Sie studiert Theologie und sieht die Jahre als Nonne ungeachtet der negativen Erfahrungen als prägende und im Kern gute Zeit an. Irritierend, aber auch typisch für die katholische Kirche findet sie, dass die Vorfälle nie aufgearbeitet und lediglich mit lapidaren Sätzen wie: „Wir sind alle Menschen“, oder „Das ist alles schon so lange her“ kommentiert werden. Genau deshalb hat sie nun ihre Geschichte aufgeschrieben. Ob sie dazu dient, daraus zu lernen, darf bezweifelt werden.

Catherine Coldstream: Cloistered. My years as a nun. Chatto & Windus, 2024, 352 Seiten, 23 €.



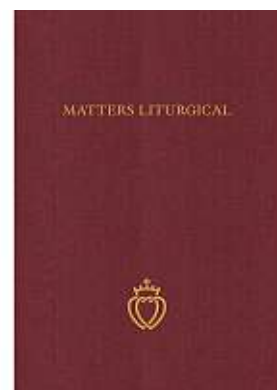
Tribut an Papst Benedikt XVI.

Kann ein brillanter Theologieprofessor zugleich ein guter Pastor sein, ein Gespür für die Menschen haben und das Bedürfnis, ihnen wirklich den Weg zum Heil zu weisen? Er kann, und Robert Kardinal Sarah schildert in seinem Tribut an Papst Benedikt XVI. den verstorbenen Pontifex als einen spirituellen Lehrmeister, der das wichtigste Ziel menschlichen Seins, das ewige Leben, nie aus dem Blick verloren hat. „Sein sehr

präzises und profundes theologisches Denken ist in einer authentischen mystischen und spirituellen Erfahrung verwurzelt“, schreibt Sarah im Essayteil des Buches. Dieses ist keine akademische Analyse der Werke Ratzingers. Es gibt vielmehr einen Einblick in seine Persönlichkeit und weist den Zugang zur Herzebene des Theologenpapstes.

Das neue Buch des Kardinals mit Sinn für Spiritualität am Puls der Zeit zeichnet die Konturen des inneren Lebens Ratzingers, der zeit seines Lebens die lebendige Beziehung zu Jesus Christus zum Brennpunkt seines Tuns machte. Neben den Essays, in denen Sarah Ratzinger als Freund, als prophetische Existenz, dem bewusst war, dass die Zukunft der Kirche untrennbar mit deren Liturgie verbunden ist, als modernen Augustinus, als Lichtgestalt im Dunkel des Missbrauchs und großen Lehrer der Kirche beschreibt, enthält das Buch auch Predigten Ratzingers. Sie sind als spiritueller Wegweiser angeordnet und machen so den geistlichen Lernweg deutlich, den Josef Ratzinger selbst beschritten hat und den zu gehen er die Gläubigen unermüdlich einlud.

Robert Cardinal Sarah: He gave us so much. A Tribute to Benedikt XVI. Ignatius Press, 2024, 231 Seiten, 27,19 €.



Leitfaden in das liturgische Labyrinth

Die Kenntnisse der liturgischen Ordnung waren schon immer ein Punkt, in dem es beim Klerus Luft nach oben gab. Egal ob im Mittelalter, wo Karl der Große in seiner Liturgiereform festlegte, dass ein Priester zumindest so viel Latein können muss, dass er nicht im Namen des Vaterlandes und der Tochter tauft, oder in der Zeit der Gegenreformation, als viele Priester kaum genug Theologie beherrschten, um predigen zu können. Leitfäden für die Liturgie gleichen daher notwendigen Schatzkisten, auf die man immer wieder neu zugreifen kann, um das Verständnis für die Zusammenhänge zu vertiefen.

MATTERS LITURGICAL ist ein solcher Leitfaden, ein Standardwerk für alle, die sich mit dem überlieferten Ritus beschäftigen, seine Tiefenschichten kennenlernen und verstehen und die Riten korrekt zelebrieren möchten. Auf 1200 Seiten wird hier Bedeutung und Zelebrationsform der traditionellen lateinischen Messe, des Stundengebets und die Feier der Sakramente in erschöpfender Form dargestellt. Das Buch ist nicht nur für Priester hilfreich, die sich theoretisch und/oder praktisch mit dem überlieferten Ritus beschäftigen möchten. Auch Laien werden dieses Buch mit Gewinn lesen, zeigt es doch einen liturgischen und rituellen Reichtum, der vielerorts verloren gegangen ist. Dies betrifft beispielsweise die Ablässe, deren heilende Wirkung deshalb so wenigen bekannt ist, weil sie kaum je erwähnt geschweige denn in der notwendigen profunden Weise vermittelt werden. Wer **MATTERS LITURGICAL** liest, taucht in den ganzen Reichtum der liturgischen Vollform ein, die in Jahrhunderten gewachsen, in wenigen Jahrzehnten fast vergessen und heute von vielen, vor allem jungen Katholiken wiederentdeckt und geschätzt wird.

Matters liturgical. The Collectio Rerum Liturgicarum of Rev. Josef Wuest (CSsR), translated by Rev. Thomas W. Mullaney (C.SsR), rearranged and enlarged by Rev. William T. Barry (CSsR). Angelus Press, 2023, 1200 Seiten, 49,95 \$.

BST

An der Seite des Eisernen Kanzlers

Vor 200 Jahren wurde Johanna von Puttkamer, spätere Fürstin von Bismarck, geboren. 47 Jahre stand sie treu und fromm an der Seite ihres Mannes

VON MARTIN STOLZNAU



Die Bismarcks (1857).

Foto: IMAGO / Pond5 Images

Otto Eduard Leopold Fürst von Bismarck gehört zu den herausragenden Persönlichkeiten der deutschen Geschichte. Der „Lotse“, der das Staatsschiff durch die politischen Stürme führte, hatte wie die meisten bedeutenden Männer aber auch eine starke Frau an seiner Seite, die ihm als sicherer Hafen diente. Bismarcks Hafen hieß Johanna Friederike Charlotte Dorothea Eleonore von Puttkamer, hatte ihr erstes Erlebnis mit ihm in Pommern und fand während einer Harzreise endgültig zu ihm. Anschließend zog Bismarck in einem diplomatischen Werbefrief an den Vater seiner Auserwählten erfolgreich alle Register. Die Puttkamertochter gedieh nach der Hochzeit für den aufstrebenden Politiker zur verlässlichen Aufgefährtin, die ihm den Rücken freihielt, seine Blessuren pflegte und ihn körperlich wie seelisch aufbaute. Sie tolerierte sogar seine Leidenschaft für die russische Prinzessin Katharina Orlow, der „reizendsten Frau außer Johanna“. Erstaunlicherweise aber gibt es im Unterschied zum gewaltigen Literaturumfang über Bismarck zu seiner Frau in der Regel lediglich vereinzelte Erwähnungen im Zusammenhang mit ihm. Man muss schon suchen, um sich den Lebensweg der Kanzlergemahlin zu erschließen. Erst in den letzten zehn Jahren gab es zwei Bücher, die die Rolle der Johanna von Bismarck im Schatten ihres Mannes untersuchen. Darin wird ein interessanter Einblick in ihre pietistisch geprägte Herkunft, Entwicklung zur Kanzlergattin, ihren damit verbundenen Alltag, die gemeinsamen Aufenthalte in Pommern und in ihre Bedeutung an seiner Seite gewährt.

Johanna von Puttkamer wurde am 11. April 1824 in Reinfeld geboren. Der Ort, der 1527 erstmals schriftlich in einem Lehnbrief erwähnt wurde und später an die Adelsfamilie von Glasenapp kam, fiel 1839 an Luitgard von Puttkamer, eine geborene von Glasenapp. Das war die Mutter Johannas. Reinfeld gehörte bis 1945 zum Landkreis Rummelsburg in Pommern und zum Regierungsbezirk Köslin. Heute heißt Reinfeld Barnowice und gehört zum polnischen Powiat Bytowski. Als Vater Johannas ist Heinrich von Puttkamer überliefert, ein kirchlich-konservativer Landjunker, der einem Uradelsgeschlecht aus Hinterpommern entstammte, das ab 1257 nachgewiesen ist, mehrere Güter in Pommern besaß, sich in die vier Hauptzweige Barnow, Norkatten, Schickerwitz sowie Wollin aufspaltete und viele hohe Staatsbeamte, Minister und Generäle hervorbrachte. Selbst Jesco

von Puttkamer, der berühmte Raumfahrt-spezialist, der in der Nachfolge Wernher von Brauns bei der NASA Karriere machte, ist ein Spross der Familie, die bis heute existiert und regelmäßige Familientage abhält.

Die Eltern Puttkamer erzogen die einzige Tochter auf Gut Alt Kolziglow nahe Reinfeld ganz „im Zeichen der Bibel“ und streng pietistisch. Da war der flotte Bismarck mit seinem eher etwas ausschweifenden Lebenswandel zunächst kein Thema. Der junge Herrenreiter, der ab 1839 die eigenen Familiengüter vor allem auch in Pommern in die Gewinnzone wirtschaftete, kam dabei in Kontakt zum Pietistenkreis um Moritz von Blankenburg und Heinrich von Puttkamer. Lange widmete er sich über Gebühr Marie von Thadden-Trieglaff, der attraktiven und überaus gebildeten Frau des Herrn von Blankenburg, die seine auffallende Aufmerksamkeit allerdings, um Peinlichkeiten zu vermeiden, auf Johanna von Puttkamer lenkte. Zuerst erfolglos. Deshalb arrangierte das Ehepaar Blankenburg 1846 für ihre pietistischen Freunde eine Harzreise. Mittdrin Otto von Bismarck und Johanna von Puttkamer, die sich inmitten der idyllischen Natur näherkamen. Der Junker auf Freiersfüßen ließ den Sekt in Strömen fließen, gab sich überaus weltmännisch und wandte sich schließlich immer stärker der Puttkamertochter zu. Man besuchte die mittelalterliche Märchenburg Falkenstein, wo Eike von Repkow den berühmten „Sachenspiegel“ Anfang des 13. Jahrhunderts verfasst haben soll, genoss das Selketal und weilte im damaligen Modebad Alexisbad im damaligen Herzogtum von Anhalt-Bernburg. Spätestens hier funkte es wohl zwischen Otto und Johanna. Diese Harzreise war im Sinne der Eheanbahnung letztlich ein voller Erfolg.

Eine Frau von seltenem Geist

Nach der Heimkehr nach Pommern nahm Bismarck seinen berühmten Werbefrief an den Vater Johannas in Angriff. Er gab sich in gewählten Worten als reuiger Sünder, der auf dem Weg der Besserung sei und für Johanna das Beste wolle. Das hatte Wirkung, überzeugte den skeptischen Vater und führte am 28. Juli 1847 geradewegs zur Hochzeit auf Gut Alt Kolziglow, nahe dem anderen Puttkamergut Reinfeld. Anlässlich seiner Heirat schrieb Bismarck an seinen Bruder: „Ich glaube ein großes und nicht mehr erhofftes Glück gemacht zu haben, indem ich ganz kaltblütig gesprochen eine

Frau von seltenem Geist und seltenem Adel der Gesinnung heiratete, dabei liebenswürdig und sehr facile à vivre wie ich nie ein Frauenzimmer gekannt habe.“ Das sagt alles.

Ein Jahr später kam mit Marie das erste von drei Kindern des Ehepaars zur Welt. Bismarck indes machte Karriere, wurde Abgeordneter, Botschafter, Minister und schließlich Ministerpräsident mit dem wachsenden Vertrauen des Preußenkönigs, dem er schließlich die Kaiserkrone verschaffte. Der Aufsteiger war rastlos tätig, lebte recht ungesund, genoss nur selten sein Eheglück, war dann aber bei der Ehefrau in besten Händen. Bismarck erwarb zudem von einer Dotation des Preußenkönigs 1867 zusätzlich das Gut Varzin südöstlich von Schwlawe, nahe Reinfeld und Alt Kolziglow, wo das Paar viel Zeit verbrachte. Bismarck sorgte in Varzin für die „Varziner Papierfabrik AG“, die zum größten Betrieb in Hinterpommern gedieh. Das ursprüngliche Varziner Schloss ist in der Sammlung von Alexander Duncker überliefert und existiert in abgewandelter Form bis heute.

Über alle Jahrzehnte war es Johanna, die Bismarck pflegte, tröstete und aufbaute. Der Kanzler wusste um ihre Bedeutung für sich und schrieb von allen Aufenthalten in der Fremde eine regelrechte Briefflut, die weitgehend überliefert ist. Am Ende machten ihm vor allem die Auseinandersetzungen mit dem jungen Kaiser Wilhelm II. zu schaffen, der sein Friedenskorsett torpedierte und auf eine Neuaufteilung der Welt drängte. Als die Fürstin Johanna, die er in einem Brief als „Anker an der guten Seite des Ufers“ bezeichnete, am 27. November 1894 bei einem Aufenthalt im pommerischen Varzin starb, war das für ihren Mann wie ein Erdbeben. Er ließ das Varziner Gartenhaus, den Lieblingsplatz der Verstorbenen, in eine Grabkapelle umbauen und seine Frau hier bestatten. Erst später wurde ihr Leichnam von Varzin in das Bismarck-Mausoleum in Friedrichsruh umgesetzt. Die Güter Reinfeld, Alt Kolziglow und Varzin fielen dann an den Bismarcksohn Wilhelm, der als Oberpräsident von Ostpreußen fungierte. Letzter Besitzer von Varzin war Rule von Bismarck, der vor der Roten Armee im März 1945 noch fliehen konnte und 1991 in Chile ohne Nachkommen verstarb. Das Familiengrab der Bismarcks in Varzin wurde 1957 parallel zum Aufbrechen der verbliebenen Särge durch den polnischen Staat gesprengt. In Berlin-Grünwald wurde der Johannaplatz nach der Fürstin benannt.

Nur ein Mythos?

Die neue Tagespost-Reihe „Mythen und Sagen“ beginnt mit einer Betrachtung über Entstehung, Wesen und Zweck des Mythos an sich

VON MICHAEL KARGER



Wo wäre Europa ohne ihren Mythos? Gemälde von François de Troy (1716).

Foto: IMAGO / H. Tschanz-Hofmann

Es ist eine Büchse der Pandora, die sie öffnen, die sie nie wieder geschlossen bekommen.“ Mit diesen Worten warnte ein Ministerpräsident im Bundesrat vor den Folgen des Cannabis-Gesetzes der Bundesregierung. Der Nachdruck lag darin, dass mit Bezug auf die griechische Mythologie zuvor der niederländische Ministerpräsident die Deutschen auf die verheerenden Folgen einer Liberalisierung der Drogengesetzgebung am Beispiel seines eigenen Land hingewiesen hatte. Der Pandora-Mythos führt in die Ursprungserzählungen der griechischen Sagen: Die Titanen unterlagen Zeus im Krieg der Götter gegeneinander. Sie wurden in den Tartarus geworfen, vom Blitz erschlagen oder, wie Atlas, zum Tragen des Himmelsgewölbes gezwungen. Prometheus aber formte nach dem Bild der Götter Menschen aus Lehm. Zeus erkannte auch darin ein Aufbegehren der Titanen gegen seine Vormacht. Seinerseits ließ er aus Lehm eine Frau formen, genannt Pandora (griech.: die Allbegabte), denn von allen Göttern erhielt sie eine besondere Gabe. Mit einem Krug, aus dem erst Erasmus von Rotterdam eine Büchse machte, in dem das Böse, Tod, Krankheit und alle Übel verschlossen waren, wurde Pandora zu den Menschen geschickt. Entgegen der Warnung des Prometheus, Geschenken von Zeus grundsätzlich zu misstrauen, nahm sein Bruder Epimetheus Pandora zur Frau, und sie öffneten das Gefäß. Sofort breitete sich alles Unheil über die Welt aus. Als sie den Krug wieder verschlossen, war nur noch die Hoffnung, die Zeus zuunterst hineingetan hatte, darin. „Um einst noch zur rechten Zeit den Sterblichen Trost zu gewähren“, wie dies Karl Philipp Moritz in seiner „Götterlehre“ (1791) gedeutet hat.

Zeus bestrafte Prometheus dafür, den Menschen mit der Gabe des Feuers Unabhängigkeit von den Göttern verschaffen zu wollen: Er wurde an einen Felsen geschmiedet, und täglich fraß ein Adler von seiner Leber. Nach der Abwendung der Menschen von den Göttern schickte Zeus eine Flut, die nur ein Menschenpaar überlebte. Damit war das goldene Zeitalter zu Ende. Schließ-

lich wurde Prometheus durch Herkules von seinen Qualen befreit, blieb aber ohne weiteren gestalterischen Einfluss. Sein Erbe, das titanische Aufbegehren, machte Goethe im Gedicht „Prometheus“ zum Ausdruck der Befreiung vom Gottesglauben insgesamt, der dem Projektionsverdacht zum Opfer gefallen war. Sein Prometheus bekennt: „Hier sitze ich, forme Menschen / Nach meinem Bilde, / Ein Geschlecht, das mir gleich sei, / Zu leiden, zu weinen, / Zu genießen und zu freuen sich, / Und dein nicht zu achten, / Wie ich.“

Die Welt hinter dem Mythos

Hinter heute nur noch rhetorisch verwendeten Resten humanistischer Bildungsüberlieferung tun sich zentrale mythische Themen wie Götterkampf, Entstehung von Welt und Menschen, Verlust des Paradieses, Sündenfall, Ursprung des Todes und des Leides, die Beziehung der Menschen zu den Göttern, das Goldene Zeitalter und Sündenfall auf, die Welt der Mythen. Im Gegensatz zum Logos (griech.: Wort, rationale Rede, Vernunft) wird unter Mythos (griech.: Wort, Rede, Erzählung) eine einzelne, meist archaische Erzählung von Göttern oder Heroen verstanden. Mythologie meint dann die Gesamtheit oder das System der Mythen einer Kultur oder eines Volkes. In bildhafter Form wird in vorwissenschaftlicher Zeit die Wirklichkeit sinnhaft erklärt. Diese heiligen Erzählungen waren zunächst verbindliche Weltdeutungen. Ihre Verbindlichkeit schwindet allerdings bereits in der Spätantike. Mythische Erzählungen werden von Stoikern und Epikureern als bloße Personifikationen von Naturkräften verstanden. Es entstand die allegorische Mythendeutung. So wollten die Gnostiker die Mythen aller Völker als bildliche Einkleidungen einer einzigen Wahrheit über das Göttliche, den Menschen und sein Schicksal entschlüsseln. Diese Wahrheit sollte für die Elite sein, während sich der Durchschnittsmensch mit den bildhaften Geschichten zu begnügen hatte. In der Kulturanthropologie entstand die These vom Ur-

sprung des Mythos in magischen Ritualen. Sicher ist, dass es keinen religiösen Ritus gibt, der nicht seine Grundlage in einem Mythos, einer Ursprungserzählung hätte.

In der Gegenwart ereignet sich die Gleichzeitigkeit mit dem Heiligen: Was im Anfang war, wird im Augenblick der religiösen Erfahrung Gegenwart. Überlieferung besteht aus der rituellen Handlung verbunden mit der Ursprungserzählung und einem Wiederholungsauftrag. In der religiösen Erfahrung wird das ganze Leben zu Bild und Gegenwart dieser Ursprungserfahrung. Judentum und Christentum beziehen ihre religiöse Erfahrung auf einen zweifachen Ursprung: Den Schöpfungsakt aus dem Nichts durch den einen Gott und einen Neuanfang innerhalb der Weltgeschichte: Die Befreiung des erwählten Volkes aus Ägypten bzw. Tod und Auferstehung Jesu Christi. In Kultfeiern (Paschafest und Osternacht) wird die Ursprungserzählung vergegenwärtigt.

Im mythischen Denken gibt es keine Unterscheidung von Immanenz und Transzendenz. Alles, was geschieht, liegt auf derselben Stufe und Bewusstseinsstufe. Göttlichkeit und Herrscher stehen in einem symbiotischen Verhältnis zueinander. Dies gilt etwa für die Beziehung des Sonnengottes Aton zu Pharao Echnaton. Die Sprengung des mythischen Rahmens der frühen Hochkulturen war ein „kognitiver Durchbruch“ innerhalb des Judentums (Jürgen Habermas). Nicht in Assyrien, Babylonien und Ägypten, sondern nur in Israel stand der Herrscher unter dem göttlichen Gesetz. Voraussetzungen waren die Annahme eines transzendenten Gottes als Gesetzgeber sowie die Unterscheidung von Wesen und Erscheinung. Als symbolische Ausdrucksform, vergleichbar der Sprache oder der Kunst, wurde der Mythos von Ernst Cassirer als Träger einer geistigen Bedeutung und früheste Grundform des Verstehens geschätzt. In der Psychoanalyse von Sigmund Freud ist der Mythos „eine Projektion des Menschen, durch die innerseelische, tabuisierte Wunschregungen veräußert, d.h. als Phantasiegebilde auf die äußere Realität projiziert werden“.

Aus dem Vergleich von Träumen, Märchen, Sagen, Kunstwerken und Mythen aller Völker hat Carl Gustav Jung seine Archetypenlehre entwickelt. Im Bewusstsein und in der Kulturgeschichte ließen sich psychische „Strukturdominanten“ ausmachen, die als unbewusste Faktoren das Verhalten und das Bewusstsein bestimmen. So hat Jung von Muttergottheiten in Mythen und Religionen auf eine gemeinsame archetypische Struktur geschlossen, die er Mutterarchetyp nannte. Darunter subsumierte er auch die Gottesmutter Maria. Vorschnell wird aus bloßen Analogien auf ein gemeinsames Urphänomen geschlossen.

Auf einer riesigen Quellenbasis baut die strukturalistische Mythentheorie von Claude Lévi-Strauss auf. Er sieht im Mythos ein „logisches Modell“, mit dem in archaischen Gesellschaften grundlegende Widersprüche der Weltwahrnehmung bewältigt wurden. Mythen sind in diesen Kulturen keine Fiktionen, sondern erlebte Wirklichkeit. Ein großer Teil der Mythen sind sogenannte Ätiologien (Ursprungserzählungen), in denen die Weltentstehung, die Herkunft des Menschen oder der Ursprung eines Herrscherhauses erklärt werden. In vielen sogenannten kosmogonischen Mythen wird die Entstehung des geordneten Kosmos aus dem Chaos beschrieben. Am Anfang standen die Kosmogonien und Theogonien, daraus entwickelten sich später ganze Mythensysteme: Die Erzählungen über die olympischen Götter, die Geschichten über die Heroen, die bereits mit geschichtlichen Tatsachen verknüpft wurden. In Kunst und Handwerk visualisierte Mythen sind häufig eine wichtige Quelle für mythische Anschauungen und ihren Wandel.

Die Rekonstruktion einer „Deutschen Mythologie“ haben die Gebrüder Grimm unternommen. Vorchristliche germanische Göttermythen versuchten sie aus Märchen, Sagen oder Ortsnamen zu erschließen. Daraus entstand die mythologische Schule der Volkskunde, die hinter den Ausdrucksformen des christlichen Glaubens verborgene mythische Elemente suchte. Wissenschaftlich ist sie heute widerlegt. Die Romantiker

verstanden das Heilige als Projektion. Als Ausdruck der Einbildungskraft wurden Mythen, die Bibel, Märchen, Romane und die sogenannte Volksüberlieferung aber positiv gesehen. Sie dienten als gleichwertige Quellen der Inspiration dem Aufbau einer „neuen Mythologie“ (Manfred Frank).

Ein Comeback des Mythos?

Dieser neue Mythos ist nie entstanden, gleichwohl entstanden zahlreiche neue Mythologien. Sie haben gemeinsam, dass sie über das überprüfbare Wissen hinaus eine Sinnperspektive formulieren, die künstlerisch überzeugend wirken soll und zugleich sich selbst relativiert oder ironisiert. Hatte der Mythos den Bestand der Gesellschaft aus dem Heiligen begründet, so sollte dies nach dem „Tod Gottes“ (Nietzsche) die Kunstreligion übernehmen. Nietzsche dichtete den dionysischen Mythos weiter. Richard Wagner suchte die Einheit von Kult und Kunstwerk in einer musikalischen Kultpraxis zu erneuern. Rilkes „Sonette an Orpheus“ zeigen den Dichter als Mythenschöpfer. Im „Mythus des 20. Jahrhunderts“ von Alfred Rosenberg wird nicht das Heilige mythisiert, sondern die biologische Fiktion der Rasse zum höchsten Wert im aggressiven „Mythus des Blutes“ erhoben. In den „Nahrungszeichen des Franzosentums“, Wein und Beefsteak sieht der Philosoph Roland Barthes einen aus der Blutmythologie stammenden Alltagsmythos.

Die „kognitive Substanz“ des Christentums habe, so Habermas, die antike Welt samt ihrer Mythen „restlos absorbiert“. Heute gilt es gegenüber den vielfältigen Versuchen der (romantischen) Remythisierung am Anspruch des Christentums festzuhalten: Welt und Weltgeschichte sind eine von dem einen transzendenten Gott konzipierte Schöpfungs- und Heilsgeschichte, in der Gott selbst als rettende Gerechtigkeit erscheint. Der individuelle Heilsweg führt in eine Heilsgemeinschaft, die Gott gegenüber auf ein universalistisches Ethos verpflichtet und einer freien persönlichen Glaubensantwort bedarf.



Sprach auch in Talkshows gerne Klartext: Der am 2. April verstorbene Notker Wolf – Benediktinerpater, Bestsellerautor und „Tagespost“-Podcaster.

Foto: dpa

MEDIEN.MACHT

Raab
in Gefahr

VON STEFAN AHRENS

2015 verkündete Stefan Raab, Erfinder von Erfolgsformaten wie „TV Total“ oder „Schlag den Star“ und Enfant terrible des Unterhaltungsfernsehens, seinen TV-Ruhestand und dachte bis vor kurzem nicht daran, zurückzukehren. Doch kurz vor dem 1. April änderte sich dies schlagartig: In einem Video, das er auf Instagram veröffentlichte, versprach Raab zurückzukehren, sollte es ihm gelingen, innerhalb von drei Tagen neun Millionen Follower zu erreichen. „Dann mach ich wieder was“, sagte Raab seinem früheren Fernseh-Sidekick Elton in dem Video, in dem er seelenruhig an einem einsamen See sitzt. Nach dem Instagram-Posting war zunächst unklar, ob es sich vonseiten Raabs um einen Scherz handeln könnte. Doch nun verdichten sich die Anzeichen für ein tatsächliches Comeback – wenn auch wohl nur für ein einmaliges: Denn Raab will noch einmal medial wirksam in den Ring steigen, um eine neue Streamingplattform zu bewerben – am 14. September und das erneut gegen die ehemalige Box-Weltmeisterin Regina Halmich, mit der er sich bereits zwei Mal duellierte. Beide Male unterlag der Moderator.

Stefan Raabs TV-Comeback ist kein Selbstläufer

Klar ist: Nur wenige Personen können von sich behaupten, sowohl das deutsche Fernsehen als auch die hiesige Unterhaltungs-szene seit den 1990er-Jahren so geprägt zu haben wie Stefan Raab – vor und hinter der Kamera. Als TV- und Musikproduzent tüftelte er – zuerst beim Musiksender VIVA, später bei Pro7 – immer neue Sendekonzepte wie „Vivision“, „TV Total“, „Schlag den Star“, „Die Wok-WM“ oder den „Bundesvision Song Contest“ aus. Zudem gelang ihm zur Fußball-WM 1994 mit „Böörti Böörti Vogts“ ein großer Hit – und auch seine musikalischen Beiträge für den „Eurovision Song Contest“ wie „Guilido hat euch lieb“ für Guildo Horn 1998, „Can't Wait Until Tonight“ von Max Mutzke 2004 sowie das eigene „Wadde hadde dudde da?“ von 2000 brannten sich ins kollektive TV-Gedächtnis ein. Erst recht selbstverständlich der Höhepunkt von Raabs Eurovisions-Tätigkeiten: Der Sieg von Lena Meyer-Landrut mit „Satellite“ 2010 in Oslo, einem von Stefan Raab produzierten Song.

Doch es gab auch eine problematische Seite an Stefan Raabs Vorstellungen von Entertainment: Die in Kauf genommene mediale Bloßstellung von normalen Zeitgenossen. Berühmt-berüchtigt war beispielsweise die mediale Drangsalierung der damals 16-jährigen Schülerin Lisa Loch, die er ab dem Jahr 2001 wegen ihres Nachnamens über einen längeren Zeitraum medial verunglimpfte. Daraufhin erfuhr sie Hänseleien durch ihr Umfeld, wurde telefonisch belästigt und auf offener Straße beleidigt. In der Folge begab sie sich in therapeutische Behandlung – und Stefan Raab musste der mittlerweile promovierten Kommunikationswissenschaftlerin und Moderatorin ein Schmerzensgeld von 70.000 Euro zahlen. Entschuldigt soll er sich bei Lisa Loch bis auf den heutigen Tag nicht haben.

Zwar mag das krawallige Entertainment eines Stefan Raabs in Zeiten rüpeliger Youtube- und TikTok-Moderatoren weiterhin gut in die Zeit passen – doch ob eben diese Jugendlichen mit ihm selbst noch etwas anfangen können, bleibt abzuwarten. Denn: Die anvisierten neun Millionen Follower auf Instagram, die Raab mit seiner Comeback-Ankündigung generieren wollte, hat er mit lediglich 2,9 Millionen Followern schon einmal klar verfehlt.

Ein unerschrockener Mönch

Benediktinerabt, Klartextsprecher und Podcaster: Erinnerungen an Notker Wolf VON SIGMUND GOTTLIEB

Mein erster Gedanke: Das ist nicht wahr. Mein zweiter Gedanke: Wir haben doch vor ein paar Tagen telefoniert und sehen uns nach Ostern in München zur Aufzeichnung unseres gemeinsamen „Tagespost“-Podcasts. Schließlich dachte ich: Wenn es wirklich stimmen sollte, dass mein Freund, der Abt, tot ist, dann ist er vermutlich gestorben, wie er gelebt hat – unterwegs. Genauso war es dann auch: Notker Wolf befand sich gerade auf der Rückreise von Italien nach Deutschland, als der liebe Gott beschloss, dass dies seine letzte Reise sein sollte.

Eine jahrzehntelange Freundschaft

Jetzt bleibt mir die Erinnerung an einen außergewöhnlichen Menschen und die tiefe Dankbarkeit für eine besondere Freundschaft. Vor knapp zwei Jahrzehnten haben wir uns kennengelernt, Anfang April 2005 anlässlich des Todes von Papst Johannes Paul II. Aus diesem Anlass hatte ich den damaligen Abtprimas in einen ARD-„Brennpunkt“ eingeladen, den ich aus Rom moderierte. Der Papst lag zu diesem Zeitpunkt aufgebahrt im Petersdom, wohin Hunderttausende pilgerten. Auf meine Frage, ob er denn auch schon Gelegenheit gehabt habe, vom Papst Abschied zu nehmen, antwortete er pragmatisch und ohne Pathos, wie es seiner Art entsprach: Nein, diese Möglichkeit habe es für ihn nicht mehr gegeben, da er kurz vor der Sendung erst von einer Auslandsreise zurückgekehrt und es nun ja zu spät sei: Wie wohltuend, wie offen, wie klar! Da redete einer nicht um die Sache herum, da redete sich einer nicht heraus, sondern sprach einfach nur aus, was Sache war – klar und unmissverständlich.

Notker Wolf erlebte ich in all den Jahren als einen Mann der Kirche, der sich nie hinter deren Mauern verkrochen hat, sondern immer unterwegs war zu den Menschen und deren Problemen. Er hat die Menschen geliebt. Er hat vielen geholfen, ohne darüber zu sprechen. Er hat sich verschenkt, wie der Erzabt von Sankt Ottilien, Wolfgang Oexler während der Trauerfeier so treffend sagte. Er konnte nicht oder nur ganz selten Nein sagen, wenn man ihn um etwas bat.

Ganz gleich, wann ich ihn anrief – Notker war gerade im Aufbruch oder er war gerade von einer Reise zurückgekehrt oder saß am Schreibtisch, um sich auf den nächsten Vortrag vorzubereiten. Das war sein Rhythmus bis in die letzten Tage seines Lebens hinein. Seine vielen Reisen führten ihn nicht nur durch Deutschland und Europa, sondern immer wieder – noch in jüngster Zeit – auf andere Kontinente. Notker Wolf schonte sich nicht. Wenn es ihm nicht gut ging, so verdrängte er das bis zur Unsichtbarkeit für andere.

Immer wieder konnte ich mich davon überzeugen, wie furchtlos dieser Mann durchs Leben ging. Seiner Kirche oder dem Zeitgeist redete er nie nach dem Mund, im Gegenteil. Dem Vatikan bescheinigte er immer wieder Lebensferne. Im Zusammenhang mit den Missbrauchsfällen in der katholischen Kirche prangerte er ihre mangelnde Gesprächskultur und Intransparenz an. Das Wichtigste sei, dass die Geheimnistuerei aufhört, schrieb Notker seiner Kirche immer wieder ins Stammbuch.

Seit September 2023 haben Notker Wolf und ich in dem gemeinsamen Podcast „Gegen den Strom“ über aktuelle Fragen der Zeit diskutiert. Es war für mich Freude und Genugtuung, wie tabulos und mutig sich dieser Kirchenmann in aktuelle politische Debatten eingemischt hat. Was soll schlimm daran sein, wenn jemand mehrere Jobs braucht, um sein Auskommen zu haben?, fragt er. Wo ist das Problem, wenn jemand für einen niedrigen Lohn arbeitet? Die Hauptsache, so der Benediktiner, Arbeit und nicht arbeitslos. Nicht der Wunsch nach mehr Geld sei Sünde, sondern das schnelle und spekulative Geld sei ihm ein Dorn im Auge.

Das waren deutliche Worte, die auszusprechen nicht jedermanns Sache war, vor allem nicht jedes Kirchenmannes Sache. Da stellte sich einer hin und hat bewertet, gewichtet, ausgeteilt, klargestellt, in Schutz genommen – so wie es seiner Überzeugung entspricht. Er hat mit Courage ausgesprochen, wozu viele seiner Brüder und Schwestern geschwiegen haben. Sicherheit zählte für ihn weit weniger als Freiheit, die ihm alles bedeutet hat. Wahrscheinlich hat er den Satz von George Orwell gekannt, wenn nicht, hätte er ihm sicher gut gefallen: Frei-

heit ist das Recht, anderen zu sagen, was sie nicht hören wollen.

Gottes bester Kommunikator

Es ist wohl nicht übertrieben, wenn man sagt, Notker Wolf war eines der prägenden Gesichter des Christentums der Gegenwart in Deutschland. Man könnte hinzufügen: Er war Gottes bester Kommunikator. Die Medien suchten ihn und er suchte die Medien. Er verstand es stets, seine Kirche und sich gut in Szene zu setzen. Ich erinnere mich noch gut an die Reisen Papst Benedikts in die Türkei, nach Israel und in seine Heimat Bayern. Wir begleiteten diese Reisen für die ARD und den Bayerischen Rundfunk. In den Redaktionen gab es nur einen Wunsch: Abtprimas Notker möge zur Einordnung für die Zuschauerinnen und Zuschauer dabei sein. Die Kommentare des obersten Benediktiners waren von unserem Publikum immer sehr geschätzt, weil sie sich neben hoher Fachkenntnis und Verständlichkeit durch wohlthuende Distanz und Objektivität auszeichneten.

Tief eingepägt in meiner Erinnerung hat sich das Bild unserer Begegnung im imposanten Arbeitszimmer des Abtprimas im Kloster Anselmo hoch über den Dächern Roms. Pfeifenrauchend saß er mir gegenüber. Der riesige Raum war durchdrungen von süßlichen Tabakgeruch, der nicht unbedingt meiner Geschmacksrichtung entsprach. Der Chef des Hauses hatte mir damals für eine Woche Quartier in der Benediktiner-Herberge gewährt, damit ich in der Abgeschiedenheit dieses Gotteshauses für ein paar Tage zur Ruhe kommen konnte.

An jenem späten Vormittag redeten wir über Gott und die Welt, mehr als eine Stunde lang. Dabei hatte ich auch Gelegenheit, ein privates Thema zur Sprache zu bringen, das mich damals sehr bewegt hat. Hochkonzentriert hörte mir der Abt zu. Wolken von Rauch stiegen in den Raum, bildeten Kreise, Türme und Girlanden und schoben sich wie Nebelschwaden zwischen uns. In diesem Moment bemerkte ich, wie sich hinter seiner hohen Stirn die Gedanken zu Antworten verdichteten, die er mir ein paar Augenblicke später gab und die mein Leben wesentlich beeinflusst haben.

Diese Begegnung war alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Notker Wolf war auf dem Höhepunkt seiner Karriere und „Vorstandsvorsitzender“ eines weltumspannenden Unternehmens mit 24.000 Mönchen und Nonnen in 800 Klöstern. In diesen Jahren lebte er aus dem Koffer. Heute USA, morgen Afrika, übermorgen China. Auch vor Nordkorea machte er nicht halt. Er kannte die meisten Flughäfen dieses Planeten. Sein Meilenkonto war sechsstellig.

2012 wurde er als „Pfeifenraucher des Jahres“ geehrt. Ich durfte die Laudatio auf ihn halten und sagte: „Pfeifenraucher eignen sich nicht für Vergleiche. Sie stehen für sich, so wie Du, selbstständig, selbstbewusst, überzeugt und überzeugend, Mitglied des Vereins für deutliche Aussprache, aufrechter Gang, provozierend, unberechenbar im besten Sinne.“ Als ich hinzufügte, er sei mit dieser Auszeichnung in bester Gesellschaft, nämlich von Helmut Kohl, Herbert Wehner, Golo Mann und Günter Grass, da hat ihn dieser Hinweis nicht besonders beeindruckt.

Notker Wolf war ein Mann von liebenswürdiger Heiterkeit sowie erstaunlicher Gelassenheit. Die Gitarre und die Querflöte waren Instrumente, mit denen er immer wieder seine Liebe zur Freiheit zum Ausdruck brachte. Er war ein Unruhestifter, im besten Sinne, und er ist durch und durch unkonventionell gewesen. Dieser Mann passte in kein Schema. Der Mönch aus Sankt Ottilien machte kein Geheimnis daraus, ein Freund harter Rockmusik zu sein: Rolling Stones, Deep Purple, Jethro Tull, AC/DC.

So war es nicht verwunderlich, dass einer wie er viele Neider hatte. Der Abt wusste das, doch es focht ihn nicht an. Seine Spottlust half ihm dabei, die Kritiker zu vertreiben. Es erstaunte ihn zudem immer wieder, wie gefragt er bis ins hohe Alter blieb. Eine Antwort könnte sein, dass er einen klaren Standpunkt vertrat und gleichzeitig die Meinung des Anderen respektierte – ein rares Gut in Zeiten wie diesen.

Insofern bedrückt es mich, dass mit Notker Wolf nicht nur ein Christ von beispielloser Volksnähe von uns gegangen, sondern auch eine starke Stimme für Toleranz verstorben ist.



Alain (Niels Schneider) begegnet Fanny (Lou de Laâge) in Paris – und beginnt mit ihr eine Affäre. Foto: Thierry Valletoux

Mach's noch einmal, Woody

Woody Allens 50. und wohl auch finaler Spielfilm „Ein Glücksfall“ knüpft erfolgreich an frühere Werke des Regie-Altmeisters an **VON JOSÉ GARCÍA**

Ich denke, es war ein Glück, dir zufällig zu begegnen.“ Glück und Zufall, auch folgenreiche zufällige Begegnungen spielen in einer Reihe von Woody-Allen-Filmen eine bedeutende Rolle. Dieses Zitat stammt aus „Hannah und ihre Schwestern“ (1986), als der von Woody Allen selbst verkörperte Mickey bei einem Spaziergang durch Manhattan Holly (Dianne Wiest) in einem Schallplattenladen sieht: Er geht einfach hinein, obwohl ihr letztes Treffen ein paar Jahre zuvor wegen des unterschiedlichen Musikgeschmacks zu einer Katastrophe geführt hatte. Mickey und Holly werden ein Paar.

Eine Affäre in Paris

Das Zitat könnte aber genauso gut aus Allens neuestem Werk „Ein Glücksfall“ („Coup de chance“) stammen, den der New Yorker Altmeister auf französisch mit französischen Schauspielern gedreht hat, und der bei den Internationalen Filmfestspielen von Venedig 2023 Premiere feierte.

In „Ein Glücksfall“ begegnet Fanny (Lou de Laâge), die in einem Auktionshaus arbeitet, dem Romanautor Alain (Niels Schneider) auf der Straße in Paris. Sie hatten gemeinsam eine Schule in New York besucht, und schon damals war er total in sie verknallt. Obwohl Fanny inzwischen in zweiter Ehe mit dem sehr wohlhabenden Steuerberater Jean (Melvil Poupaud) – sein Beruf besteht darin, „reiche Menschen noch reicher zu machen“ – verheiratet ist, beginnen Fanny und Alain eine Affäre. Sie denkt sogar einmal darüber nach, ihren Mann für ihren Liebhaber zu verlassen. Ein Nebenhandlungsstrang betrifft das Gerücht, dass Jean auch deshalb so reich ist, weil er einst seinen Geschäftspartner gewaltsam verschwinden ließ. Fannys Mutter Camille (Valérie Lemercier) schöpft Verdacht, und lässt sich auf eine gefährliche Ermittlung ein.

Wie so oft in letzter Zeit lassen sich auch bei Woody Allens 50. (oder je nach Zählung 51.) Spielfilm Einflüsse aus seinen früheren Werken feststellen. Camilles Ermittlungseifer erinnert an die von Diane Keaton ge-

spielte Carol in „Manhattan Murder Mystery“ (1993), Jeans Kontakte zur Unterwelt an „Verbrechen und andere Kleinigkeiten“ (1989) und einige Aspekte der in der Pariser High Society angesiedelten Handlung selbstverständlich an „Match Point“ (2005) und an „Irrational Man“ (2015), um nur einiges zu nennen.

Woody Allens bester Film seit „Blue Jasmine“

Die genannten Filme haben mit „Ein Glücksfall“ gemeinsam, dass sie von einem Kriminalfall handeln, der allerdings in eine Komödie eingebettet wird, bei der Dialogwitz und Charakterisierung der Figuren eine größere Rolle spielen als etwa die Aufklärung eines Verbrechens. Dennoch nimmt sich die Story, die Woody Allen hier erzählt, als originell aus: „Ein Glücksfall“ erscheint zunächst als eine leichte Gesellschaftskomödie in der Pariser „Haute volée“, die aber immer mehr zu einer Schauergeschichte wird. Allerdings – wie in früheren Woody-Allen-Filmen – verliert sie dennoch ihren

Komödiencharakter nicht. Was darüber hinaus „Ein Glücksfall“ zu einem unverwechselbaren Woody-Allen-Film macht, ist der Einsatz von Kamera und Filmmusik. Kameramann Vittorio Storaro, der seit „Café Society“ (2016) bei allen Woody-Allen-Filmen für die Bildgestaltung verantwortlich ist, dreht die Straßenszenen in Paris mit derselben Anmutung, in derselben Art und Weise der Verknüpfung von Dialog und Bewegung wie in New York oder in welcher Stadt auch immer diese Filme angesiedelt sind. Dazu kommt der erneut großartige Soundtrack, der mit seinen Jazztönen bereits den Vorspann begleitet

Im Gegensatz zu „Midnight in Paris“ (2011) betont „Ein Glücksfall“ trotz französischer Schauspieler und der Originalsprache Französisch nicht das Besondere an der Seine-Metropole: Die Geschichte könnte woanders stattfinden. Dennoch ist Woody Allen der Film handwerklich und ästhetisch so gelungen – wie seit dem oscarprämiierten „Blue Jasmine“ (2013) nicht mehr.

Darüber hinaus bietet der Film eine ähnlich moralisch-gesellschaftliche Reflexion

wie „Match Point“ oder „Verbrechern und andere Kleinigkeiten“, ohne allerdings die Tiefgründigkeit insbesondere des letztgenannten Films zu erreichen: Damals wurde der Protagonist aus religiöser Überzeugung, die er zwar gelernt hatte, aber schon lange vergessen zu haben glaubte, von Gewissensbissen heimgesucht, nachdem er einen Mord in Auftrag gegeben hatte: „Auf Ehebruch und Unzucht folgen Lüge und Mord“. Ähnliche Überlegungen vermisst man im neuen Woody-Allen-Film.

Ein würdiges, mögliches Karriereende

Dennoch: Wenn „Ein Glücksfall“ – wie der Regisseur selbst bei der Premiere in Venedig sagte – möglicherweise seine letzte Regiearbeit sein sollte, wäre es ein würdiger Abschluss für eine mehr als 50-jährige Karriere als Drehbuchautor und Regisseur, in deren Verlauf er 50 Spielfilme gedreht hat, und mit mehr als 140 Filmpreisen – darunter vier Oscars von 24 Nominierungen – ausgezeichnet wurde.

Schrödingers Katze im Weltall

Die ZDF-Serie „Infiniti – Schwarze Sonne“ verschmilzt geschickt verschiedene Genres, bietet aber ein polarisierendes Ende **VON JOSÉ GARCÍA**

Mit dem Science-Fiction- und Mystery-Genre verbindet der Zuschauer in der Regel US-amerikanische und zunehmend auch asiatische Filme und Serien. Doch es gibt auch europäische Werke aus diesem Genre, wie die französisch-belgische Serie „Infiniti – Schwarze Sonne“, die ihre Weltpremiere auf den Internationalen Filmfestspielen von Cannes 2022 feierte und nun in der ZDF-Mediathek zu sehen ist.

„Infiniti – Schwarze Sonne“ beginnt im All, als ein Raumtransporter gerade dabei ist, an die Internationale Raumstation ISS anzudocken. Plötzlich fällt eine Kamera aus. Die Crew auf der Erde muss die Steuerung den Computern überlassen. In der ISS befürchtet Astronaut Anthony Kurz (Lex Shrapnel), dass es zu einer Kollision kommen könnte. Eigenmächtig übernimmt er die manuelle Steuerung der ISS, doch auch er kann den Zusammenprall nicht mehr verhindern.

Als dadurch die Verbindung der Raumstation zum Kontrollzentrum vollends abbricht, haben die Behörden am kasachischen Weltraumbahnhof nahe Baikonur keine Ahnung, ob die Astronauten auf der ISS noch am Leben sind. Anna Zarathi

(Céline Sallette), die unmittelbar vor Beginn der Infiniti-Mission von Anthony Kurz ersetzt wurde, will ins All fliegen, um eine Rettungsmission durchzuführen.

Wenn Science Fiction auf Film Noir trifft

In einem zweiten Handlungsstrang entdeckt der desillusionierte kasachische Polizist Isaak Turgun (Daniyar Alshinov) auf dem Dach eines verlassenen Hauses eine enthauptete Leiche, die komplett mit Wachs überzogen ist. Nach der Identifizierung des Toten besteht kein Zweifel: Die Leiche gehört einem amerikanischen Astronauten, der sich derzeit auf einer Mission auf der ISS befindet und von dort Notrufe mit Fotos sendet.

Das Paradoxon – wie kann jemand im Weltraum am Leben und gleichzeitig auf der Erde tot sein? –, das sich durch die ganze Serie zieht, basiert auf dem darin ausdrücklich erwähnten physikalischen Experiment „Schrödingers Katze“: Ein Lebewesen kann unter besonderen Umständen gleichzeitig tot und lebendig sein. Auf die Lösung dieses Paradoxons begeben sich so-

wohl die französische Raumfahrerin als auch der kasachische Polizist. Die Serie schafft es damit, die scheinbar unvereinbaren Genres Science Fiction und Film Noir miteinander zu vermischen. Dazu sagt Regisseur Thierry Poiraud: „Die Serie beginnt wie ein klassischer Krimi mit einem Ermittlerpaar, das versucht, ein dunkles Verbrechen aufzudecken – die Art von gut geölter Maschinerie, mit der die Zuschauer vertraut sind und in die sie sich bequem hineinversetzen können, bevor wir sie in eine Fantasy-Geschichte führen. Mein Ziel ist es, die skeptischsten Zuschauer an die Hand zu nehmen und sie in andere Dimensionen zu führen, ohne dass sie es merken.“

Visuell schafft „Infiniti“ ebenfalls die Verbindung zwischen der kasachischen Steppe, dem realistisch anmutenden Weltraum und den endlosen Büros der Weltraumbehörde, in denen Verrat und Verschwörungen lauern können. Der Zuschauer sei allerdings gewarnt: Die Rätselaufklärung wird wohl spalten: Die einen werden von deren „Enthüllungen“ begeistert sein. Andere werden jedoch die Lösung als einen mit der Handlung kaum stimmigen „Mystery“-Taschenpielertrick ansehen.

Anzeige

radio horeb
Leben mit Gott



Die Woche für das Leben bei radio horeb

- So 14.04. | 20 Uhr
Standpunkt: Junge Menschen mit Behinderung: anders großartig!
- Mo 15.04. | 10 Uhr
Lebenshilfe: Behinderte Kinder gibt es nicht!
- Di 16.04. | 10 Uhr
Lebenshilfe: Heilung für Frauen und Männer nach Abtreibung
- Di 16.04. | 10 Uhr
Lebenshilfe: Abtreibung und mögliche seelische Erkrankungen

Helfen Sie uns! radio horeb ist rein spendenfinanziert.

www.horeb.org





Der Kopf Franz Kafkas. Im September 2023 in der Prager Innenstadt aufgestellte Skulptur.

Foto: Imago/Pond 5 Images

Das Judentum als Schlüssel

Umfassend erhellt der Literaturwissenschaftlers Hartmut Binder zum 100. Todestag Franz Kafkas dessen Biografie **VON UWE WOLFF**

Franz Kafka (1883-1924) arbeitete als promovierter Jurist bei einer Prager Versicherungsanstalt. Zu seinen Aufgaben gehörte die Begutachtung von Arbeitsunfällen. Seine Stellungnahme entschied über den Grad der Behinderung und die Höhe der Invalidenrente. Es gibt Menschen, die in ihrem Beruf auch in schwierigen Fällen klare Urteile fällen können, in privaten Leben jedoch von einer lähmenden Entscheidungslosigkeit geplagt werden. Sie verloben sich und lösen die Verlobung wieder auf, um die aufgehobene Verlobung wieder rückgängig zu machen. Sie schreiben Tagebuch, Geschichten und Romane, ohne die Absicht einer Veröffentlichung. Mit ihrem Vater haben sie ernsthafte Beziehungsprobleme, bleiben aber dennoch als längst Erwachsene bei ihren Eltern wohnen. Sie analysieren ihre Familienaufstellung in einem sehr langen Brief an den Vater, schicken diesen aber nicht ab. Franz Kafka führte ein wahrlich kafkaeskes Leben. Der tschechische Familienname bedeutet „Dohle“. Schwarz wie das Federkleid des Rabenvogels war Kafkas Humor. Seine Geschichten sind vieldeutige Gleichnisse von Menschen in verzwickten Entscheidungssituationen und wurden wegen ihrer Komplexität gerne im Deutschunterricht gelesen. Unsere Zeit erträgt keine Vieldeutigkeit, und Humor wird nicht geduldet.

Zu Kafkas berühmten Parabeln gehört „Das Gesetz“. Ein Mann vom Land kommt zu einem Gerichtsgebäude. Er ist der Jedermann. Deshalb erfahren wir nichts über sein Anliegen. Er allein weiß, was er will. Doch fehlt ihm die Entschiedenheit, an dem Türhüter vorbei das Gebäude zu betreten. Er verstrickt sich in Nebensächlichkeiten und verliert darüber sein Ziel aus den Augen. Am Ende der Geschichte liegt der Mann im Sterben. Er verharrte sein ganzes Leben in der Entscheidungslosigkeit. Nun richtet er eine letzte Frage an den Türhüter: Warum sei in all den Jahren und Jahrzehnten kein weiterer Besucher des Gesetzes erschienen? Warum blieb er allein? Der Türhüter beugt sich zu ihm hinab und erklärt, dieser Eingang sei nur für ihn bestimmt gewesen. Dann schließt er das Tor. Der Mann stirbt. Ist sein Tod absurd oder tragisch, verdient seine Hilflosigkeit unser Mitleid oder unseren Zorn?

Kafka schuf mit seiner Parabel ein Bild für die Erfahrung des Traditionsabbruches. Joseph Ratzinger hat sie bereits in den fünf-

ziger Jahren für die geistige Lage in der Kirche beschrieben. Kafka hatte ein weitgehend säkulares Judentum vor Augen, das keinen Zugang mehr zu seiner Tradition fand. Es stand wie der Mann vor dem mosaikalen Gesetz, fand aber den Zugang nicht mehr. Die zionistische Bewegung suchte Erneuerung durch eine Rückkehr in das Land der Väter.

Nun ist zur 100. Wiederkehr des Todestages von Kafka ein wahrhaft gelehrtes Buch anzuzeigen, das in alle biografischen Zusammenhänge einführt. Ein Klotz von 1000 großformatigen Seiten, reich bebildert und gedruckt in der tschechischen Druckerei Finidr auf einem weichen Papier, das sich beim Blättern geschmeidig anfühlt. Der Verleger des Göttinger Wallstein Verlages ist als Meister der Akquise recht entscheidungsfreudig. Ohne die Wüstenrot Stiftung, die Berthold Leibinger Stiftung und die Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur hätte er das Projekt der Präsentation von 54 Arbeiten aus den Jahren 1967 bis 2020 des großen alten Mann der Kafka-Forschung nicht stemmen können.

Der Autor Hartmut Binder (*1937) war Professor für deutsche Literatur in der Provinz. Er lehrte nicht in Heidelberg oder Tübingen, sondern an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg. So konnte er sich wie der Mann vom Land ein Leben lang mit der stillen Betrachtung seines Objektes beschäftigen. Hartmut Binder weiß alles, aber er hat sich nie dazu entscheiden können, wie Rainer Stach eine umfassende Kafka-Biografie zu schreiben.

Der sympathische Gelehrte gehört zu den sogenannten Besserwissern, von denen Hans Blumenberg in seiner Freitagsvorlesung gerne sprach. Warum überhaupt noch Bücher veröffentlichen, fragte sich und seine Zuhörer der unermüdete Vielschreiber. Um die Besserwisser aus der Reserve zu locken, war die Antwort. Es gibt Menschen, die über einen Gegenstand unendlich viel wissen, aber gerade deshalb wie Franz Kafka sehr zurückhaltend sind. Hartmut Binder hat sich durch andere Autoren immer wieder herausfordern lassen. Er sah genauer hin als diejenigen, die behaupteten, genau gesehen zu haben. Binders Buch ist ein wissenschaftlicher Schmöker. Niemand wird ihn von der ersten bis zur letzten Seite durchlesen, sondern mal hier, mal dort aufschlagen und immer bereichert den schweren Schinken zufrieden schließen. Dank

Binder wissen wir jetzt genauer, wie zum Beispiel Kafkas Schulzeit verlief, nämlich so wie wir es erwartet haben: Der Junge war ein sehr guter Grundschüler, aber er fühlte sich als Versager und befürchtete immer ein durch Zeugnisse attestiertes Scheitern: „Niemals würde ich durch die erste Volksschulklasse kommen, dachte ich, aber es gelang, ich bekam sogar eine Prämie; aber die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium würde ich gewiß nicht bestehen, aber es gelang.“

Dank Hartmut Binders Spürsinn wissen wir nun auch, wie stark Kafka in seinen Geschichten auf Menschen und Mächte seiner Prager Lebenswelt zurückgriff. Den Türhüter der Parabel mit seinen Flöhen im Pelz hat es wirklich gegeben, nicht nur einmal, sondern immer wieder im alten Prag. Mit einer Art Marschallstab, dickem Pelzmantel und Dreispitz stand er vor dem Erzbischöflichen Palast auf dem Prager Hradschin. Binder zieht keine großen Linien. Das überlässt er anderen Schriftstellern. In Kafkas Parabel „Die kaiserliche Botschaft“, deutet man sie religiös, träumt ein Mann von der Ankunft eines Engels, der ihm die ganz persönliche Mitteilung Gottes überbringt. Der himmlische Hofstaat aber ist so weit, die Wege so verworren, dass der Engel niemals dem Empfänger erreichen wird. Binder hat keine Botschaft, sondern einzelne Mitteilungen aus Kafkas Universum. Das ist für alle, die wissen wollen, was wir mit Sicherheit über Kafka wissen können, sehr viel. Kafkas Verhältnis zum Judentum gehört nicht zu jenen Gebieten, die Binder mit bereichernden Fakten ergänzen will. Drei Aufsätze müssen reichen.

Das Judentum aber ist der Schlüssel zu Kafkas Universum. In ihm löst sich die kafkaeske Erfahrung einer undurchsichtig gewordenen Überlieferung in höhere Heiterkeit auf. Wer unter dem gegenwärtigen Zustand der Kirche leidet und sich fragt, wie heute neue Zugänge gefunden werden können, damit sich wieder die Tür zum Gesetz der Väter öffnet, wer fragt, wie die Kommunikationswege zwischen Himmel und Erde ohne Redundanzen funktionieren könnten, wie Botschaften ihr Ziel erreichen, der wird in Kafkas Heiterkeit vielleicht das Vorbild einer Lebenshaltung in Krisenzeiten finden. Gershom Scholem, der große Wiederentdecker der Kabala, und Walter Benjamin sprachen von Kafkas kategorischem Imperativ. Er lautet: „Verhalte Dich

so, dass die Engel zu tun bekommen!“ Die kafkaeske Erfahrung führt zur Erkenntnis der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen, mit dessen eigener Kraft nichts getan ist.

Kafka starb 1924 an den Folgen seiner Tuberkuloseerkrankung. In diesem Jahr erschienen Gertrud von le Fort's „Hymnen an die Kirche“. Kafka hatte durch ein intensives Hebräischstudium eine Annäherung an das Judentum versucht. Im Judentum und Katholizismus kann der Weg der Erneuerung nur durch eine Rückkehr zur Tradition erfolgen. Sie lässt sich aber nicht erzwingen. Solange die Nacht herrscht und das große Vergessen, bedarf es der Menschen, die warten und beten können und gerade daher das Licht des Glaubens leuchten lassen.

Nur im Winter wächst der Weizen, und in der Krise werden die Geister geschieden und Spreu und Weizen getrennt. Die rechte Haltung in Zeiten wie der unsrigen hat Kafka mit seiner höheren Heiterkeit vor Augen geführt. Wir wissen nicht, was der Mann vor dem Gesetz noch in seinem Sterben geschaut hat und kennen nicht die kaiserliche Botschaft, die den am Fenster Wartenden erreicht zu der Zeit, die der Absender gewollt hat.

Hartmut Binder: Auf Kafkas Spuren. Gesammelte Studien zu Leben und Werk. Herausgegeben von Roland Reuß und Peter Staengle. Wallstein Verlag, Göttingen 2024, 1002 Seiten, Hardcover, EUR 89,-



Der junge Kafka mit Felice Bauer, mit der er sich ab 1912 zweimal verlobte, aber die Beziehung 1917 dann endgültig aufhob. Foto: Imago/Bridgeman Images

Babykauf verhindern?



Foto: Casablanca Declaration, Adobe Stock

Wo ein Wille, da ein Weg: Leihmutterschaft könnte von den Regierungen effektiv unterbunden werden, denn sie funktioniert nur dank staatlichem Entgegenkommen. Das ist das Fazit einer internationalen Konferenz zur weltweiten Abschaffung der Leihmutterschaft in Rom **VON FRANZISKA HARTER**



Wenn Katholiken, Muslime, Marxisten und Feministen sich in einer Sache einig sind, dann muss es wirklich schlimm stehen.“ Die schwedische Autorin Kajsa Ekis Ekman hat trotz des ersten Anlasses die Lacher auf ihrer Seite. Denn es stimmt: Eine gemeinsame Sache bringt die Genannten tatsächlich am ersten Aprilwochenende in Rom zusammen. Fast 40 Experten aus Europa, den USA, Südamerika und Afrika sprechen bei der internationalen Konferenz zur weltweiten Abschaffung der Leihmutterschaft an der katholischen LUMSA-Universität und leuchten die verschiedenen Dimensionen der umstrittenen Praxis aus. Unter ihnen sind Bioethiker und Biologen, Psychologen, Publizisten, Politiker und Juristen, viele Anwälte und Professoren.

Aus dem UN-Kinderrechtsausschuss ist die bulgarische Juristin Velina Todorova als Beobachterin anwesend, ebenso wie die jordanische UN-Sonderbeauftragte für Gewalt gegen Frauen, Reem Alsalem. Beide äußern sich eher vorsichtig, eine klare Position zur Leihmutterschaft vertritt die UNO bislang nicht. Unter den Hörern entdeckt man nicht nur nationale und europäische Abgeordnete, sondern auch den ein oder anderen Botschafter am Heiligen Stuhl. „Leihmutterschaft ist das Gegenstück zur Prostitution“, fährt Ekman, die sich selbst als feministische Marxistin bezeichnet, fort. „Prostitution ist Sex ohne Fortpflanzung. Leihmutterschaft ist Fortpflanzung ohne Sex.“ Für ihr Buch „Being and being bought“ hat sie persönlich mit vielen Leihmüttern gesprochen. „Nicht eine davon denkt nicht jeden einzelnen Tag an das Baby, das sie weggegeben hat.“

Organisator der Konferenz ist Bernardo Garcia Larrain vom französischen Juristenkollektiv „Juristes pour l'enfance“. Die Konferenz markiert den ersten Geburtstag der „Casablanca-Erklärung zur internationalen Abschaffung der Leihmutterschaft“. Mit dem Text fordert eine Expertengruppe aus über 70 Nationalitäten die Staaten der Erde zur Unterzeichnung eines internationalen Vertrags zur Abschaffung der Leihmutterschaft auf. „Nicht nur, weil die Leihmutterschaft ein globaler Markt ist, sondern weil sie die Menschenwürde und damit die gesamte Menschheitsfamilie betrifft“, fast Garcia Larrain im Gespräch mit dieser Zeitung zusammen. „Unsere Konferenz mit ihren vielen Perspektiven zeigt,

dass die Abschaffung dieser Praxis nicht nur eine fromme Idee, sondern wirklich möglich ist.“

Daran glaubt auch Olivia Maurel, Sprecherin der Casablanca-Koalition. Vor zwei Jahren fand die 32-jährige Mutter dreier Kinder heraus, dass sie selbst von einer Leihmutter in Amerika ausgetragen wurde. Im „Tagespost“-Interview erzählte Maurel im Dezember, wie schwer es für sie war, ohne Wissen über ihre biologische Herkunft aufzuwachsen und wie stark sie bis heute unter dem Trauma des Verlassenseins leidet. Letzte Woche wurde Maurels Engagement gegen Leihmutterschaft mit einem persönlichen Treffen mit Papst Franziskus belohnt. „Ich unterstütze euch“, habe der Heilige Vater Maurel bei der Begegnung im Vatikan versichert. Die überzeugte Atheistin und Feministin zeigt sich erstaunt, wie gut informiert Franziskus über Mechanismen und Folgen der Leihmutterschaft für Frauen und Kinder ist. „Im Vergleich zu den meisten Politikern und Abgeordneten, die ich bereits getroffen habe, ist er damit eine absolute Ausnahme“, berichtet sie. Wie sehr dem Heiligen Vater das Anliegen der Casablanca-Konferenz am Herzen liegt, zeigt sich dann noch einmal am Sonntag: Beim Regina Caeli auf dem Petersplatz grüßt er die Teilnehmer eigens.

In Deutschland ist die Vermittlung und Durchführung der Leihmutterschaft verboten – noch. Hetero- und homosexuelle Paare mit Kinderwunsch gehen daher ins Ausland, um sich dort ein Kind zu kaufen, wo die Praxis erlaubt ist. Ein beliebtes Argument von Befürwortern einer wenigstens teilweisen Legalisierung der Leihmutterschaft lautet daher: Man müsse Leihmutterschaft im eigenen Land „sauber“ regeln, damit sie nicht anderswo „schmutzig“ – also durch Ausbeutung und Menschenhandel – passiere. Aber auch bei der sogenannten „altruistischen“ oder „ethischen“ Leihmutterschaft werde ein Kind gegen Geld gehandelt und eine Frau auf ihre Gebärfunktion reduziert, so etwa die kolumbianische Juraprofessorin Diana Muñoz.

Dass nur eine „saubere“ Regelung der Leihmutterschaft den menschenunwürdigen Auswüchsen dieser Praxis ein Ende bereiten könne, halten die Experten der Casablanca-Erklärung auch aus einem anderen Grunde für völlig falsch: Leihmutterschaft gibt es nur solange, wie die Staaten mitmachen, denn ihre Nutznießer, die Besteller, brauchen den Staat zur Anerkennung ihrer Elternschaft. Kajsa Ekis Ekman fasst es so zusammen: „Leihmutterschaft kann deshalb niemals ein illegales Business wie der Drogenhandel werden.

Wenn alle Länder der Erde heute Leihmutterschaft verbieten, dann gibt es sie morgen nicht mehr.“

Die Casablanca-Koalition fährt daher zweigleisig: Als Fernziel soll ein internationaler Vertrag den Leihmutterschaftstourismus im Ausland unterbinden. Aber auch einzelne Staaten können bereits einiges tun, um ihr Leihmutterschaftsverbot gegenüber ihren Staatsbürgern besser durchzusetzen. Den Anfang macht Italien mit einem bisher einmaligen Vorstoß: Italienische Staatsbürger, die im Ausland eine Leihmutterschaft in Anspruch genommen haben, sollen künftig mit bis zu zwei Jahren Gefängnis und Geldzahlungen von bis zu einer Millionen Euro bestraft werden. Der Gesetzesentwurf wurde im Juli letzten Jahres bereits im Abgeordnetenhaus angenommen. Italiens Familienministerin Eugenia Roccella ist sich mit Blick auf die kommende Abstimmung im Senat sicher: „In ein paar Monaten haben wir das Gesetz“, äußert sie im Interview mit dieser Zeitung. Die Abgeordnete Luana Zanello aus der grünen Partei „Verdi Sinistra Italia“ und die Senatorin Valeria Valente der linken „Partito democratico“ sprechen ebenfalls auf der römischen Konferenz und drücken ihre Gegnerschaft zur Leihmutterschaft aus.

Leihmutterschaft zu einem internationalen Verbrechen zu machen – könnte dies auch anderen Ländern zum Vorbild werden? „Frankreich hat bereits eine extraterritoriale Rechtsprechung, die es dem Staat ermöglicht, Franzosen zu verfolgen, die außerhalb seines Hoheitsgebiets pädophile Handlungen begehen. Dasselbe wäre juristisch auch im Fall der Leihmutterschaft möglich“, schätzt die ehemalige Juraprofessorin an der Pariser Sciences-Po Sandra Travers de Faultrier. Ähnliches müsse auch für Deutschland geprüft werden, meint die deutsche Publizistin Birgit Kelle („Ich kauf mir ein Kind“): „Wir können etwas, das wir im Inland verbieten, nicht sehenden Auges im Ausland geschehen lassen und dann auch noch im Anschluss legalisieren frei nach dem Motto: Nun ist das Kind eben da.“

Nicht alle werden mit dem neuen Gesetz in Italien glücklich sein. Szenenwechsel: Freitagmittag, auf dem Largo di Torre Argentina glänzen die Ruinen der antiken Tempel in der warmen Frühlingssonne. Auf dem belebten Platz im Herzen der Hauptstadt haben sich etwa fünfzig Personen in rosa T-Shirts versam-

elt. Einige Kinder laufen zwischen den Beinen der Erwachsenen herum. Auf den Plakaten, die die Demonstranten in die Höhe halten, ist: „Famiglia, non reati“, zu lesen: Wir sind Familien, keine Verbrecher. „Wir sind hier, um die Rechte der Familie gegen das Gesetzesvorhaben der Regierung zu verteidigen“, erklärt uns ein Vater, dessen vierjähriger Junge auf seinen Armen herumturt. Der LGBT-Verein „Famiglie Arcobaleno“ (Regenbogenfamilien) ist Koorganisator der Demonstration, die im Rahmen einer eintägigen Konkurrenzveranstaltung zur Casablanca-Konferenz stattfindet. Auch sie haben „ihre“ Betroffenen, die über ihre Erfahrungen sprechen: Die dreundzwanzigjährigen Zwillingsschwestern Fiorella und Valentina Mennesson, die in den USA durch eine Leihmutter ausgetragen wurden und erst 2019 nach Verurteilung durch den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) vom französischen Staat als Kinder des Elternpaares Mennesson anerkannt wurden.

Zurück zur Casablanca-Konferenz. Hier ist der zweite Tag der Frage gewidmet, wer oder was Staaten dabei unterstützen kann, Leihmutterschaft effektiver zu unterbinden. Dass der EGMR in diesem Punkt ein eher zweifelhafter Helfer ist, führt die Casablanca-Erstunterzeichnerin Aude Mirkovic aus. Der EGMR tendiere in seinen Urteilen dazu, die Staaten zur Anerkennung einer auf Leihmutterschaft beruhenden Elternschaft zu zwingen, „mit anderen Worten: einem nach ihrem eigenen Recht unzulässigen Leihmutterschaftsvertrag Anerkennung zu verleihen“. Am Beispiel Italiens, das gegen ein solches Urteil 2017 erfolgreich in Berufung gegangen ist, zeigt die französische Juristin auf, dass Staaten sich durchaus mit Hinweis auf ihre eigene Rechtsprechung zur Wehr setzen können.

Das Juristenpaar Bénédicte und Christophe Hambura schlägt vor, im Kampf gegen die Leihmutterschaft bei den Banken anzusetzen. Sie erarbeiten aktuell einen Ansatz, mit dem die europäischen Gesetze zur Bekämpfung von Geldwäsche und Terrorismusfinanzierung auch auf die Finanzierung von Menschenhandel inklusive Leihmutterschaft ausgeweitet werden können. Banken seien im Rahmen der genannten Gesetze bereits gewöhnt, Überweisungen von über 10.000 Euro zu überprüfen. „Kann man Überweisungen an Leihmutterschaftsagenturen stoppen, so stoppt man auch die gesamte Leihmutterschaftsindustrie!“, zeigt sich Christophe Hambura überzeugt.

Biologie als Hassrede?

Große Verwirrung um ein schottisches Gesetz

VON JAKOB RANKE

Die Debatte um das „Selbstbestimmungsgesetz“ nimmt nach langer Flaute wieder an Fahrt auf. Während die Diskussion um die medizinische Behandlung transgeschlechtlicher Menschen durch die „WPATH“-Files neue Nahrung erhalten hat, konzentrierte sich die Debatte in Deutschland bisher eher auf juristische Fragen, die mit der geplanten Neuregelung durch die Bundesregierung zusammenhängen.

Sollen Erziehungsberechtigte mitbestimmen dürfen, ob ein Jugendlicher seinen Geschlechtseintrag ändert? Wer darf beim Eintritt in Frauen-Saunas abgewiesen werden? Seit der ersten Lesung des Gesetzentwurfs im Bundestag im vergangenen November waren neue Nachrichten zunächst rar. Nun kommt es aber offensichtlich doch bald zur Abstimmung.

In Schottland ist dafür am 1. April ein Gesetz in Kraft getreten, das ein Schlaglicht auf eines der Aufregerthemen des Selbstbestimmungsgesetzes wirft. So ist im deutschen Entwurf vorgesehen, das sogenannte „Deadnaming“ zu bestrafen. Bis zu 10000 Euro Bußgeld soll derjenige zahlen müssen, der den alten Namen von vor der Personenstandsänderung und die vormalige Geschlechtszugehörigkeit der Transperson „offenbart“ und sie damit „absichtlich schädigt“.

Ein nun in Schottland geltendes Gesetz, das Minderheiten vor „Hasskriminalität“ schützen soll, besagt, dass das „Schüren von Hass“ mit bis zu sieben Jahren Gefängnis bestraft werden kann – unter anderem dann, wenn sich der Beschuldigte gegenüber einer Person, etwa aufgrund von deren Transgeschlechtlichkeit, so verhält, dass dies vernünftigerweise als bedrohlich oder ausfallend bewertet werden kann. Auch die Verbreitung von Material, das eine solche hassschürende Wirkung beabsichtigt, ist verboten.

Was ist damit gemeint? Die Harry-Potter-Autorin und bekannte transkritische Feministin Joanne K. Rowling hatte einen Verdacht: Transpersonen sollten – wie in Deutschland geplant – nicht mehr als die Männer oder Frauen, die sie vor der Transition waren, benannt werden dürfen. In einer Art Selbstversuch bezeichnete sie am 2. April auf der Social-Media-Plattform X eine Reihe bekannter Transfrauen, darunter auch einen verurteilten Vergewaltiger, als Männer, und schrieb, falls dies nun als Delikt gelte, freue sie sich darauf, bei der Rückkehr in ihren Wohnort Edinburgh, die „Geburtsstätte der schottischen Aufklärung“, festgenommen zu werden.

Seitdem kocht im Vereinigten Königreich die Debatte über Meinungsfreiheit und Transgeschlechtlichkeit schier über, auch wenn die schottische Polizei bereits einen Tag später verkündete, Rowlings Tweet stelle keinen strafwürdigen Verstoß dar.

Was aber ist gemeint mit „bedrohlich oder ausfallend“ („threatening or abusive“)? Nicht ganz unschuldig an der Verwirrung war Siobhan Brown, die zuständige schottische „Ministerin für Opfer und Sicherheit lokaler Gemeinden“. Die hatte gegenüber der BBC zur Frage, ob „misgendering“, die Bezeichnung mit dem „falschen“ Geschlecht unter das neue Gesetz falle, gesagt, so etwas könne gemeldet und von der Polizei untersucht werden – die dann zu entscheiden habe, ob es sich um ein Verbrechen gehandelt habe. Auch hatte die schottische Regierung die Bürger mittels einer Anzeigenkampagne aufgefordert, Hassverbrechen zu melden. Zumindest dies ist offenbar gelungen: Medienberichten zufolge sind im Lauf der ersten Woche nach Inkrafttreten des Gesetzes tausende Anzeigen bei der ohnehin als überlastet geltenden Polizei eingegangen.

Was Deutschland daraus lernen kann? Zumindest bei der Polizei dürfte die Ausweitung des Schutzes sogenannter verletzlicher Minderheiten, wie sie auch das Selbstbestimmungsgesetz im Sinn hat, nicht nur für Freude sorgen.

Environmental Progress“ ist mehr als nur eine Umwelt-NGO mit konservativem Flair. Vor Kurzem rückten sie, gemeinsam mit ihrem Gründer, dem Publizisten und ehemaligen Kandidaten für den Gouverneursitz von Kalifornien, Michael Shellenberger, ins Scheinwerferlicht: Als die Gruppe, die die Tür hinter die Kulissen der „World Professional Association of Transgender Health“ (WPATH) öffnete und aus den offengelegten Skeletten scharfe Vorwürfe schmiedete. WPATH sei unethisch, unwissenschaftlich, unmedizinisch, intransparent. Die Basis für diese Anschuldigungen, die sogenannten „WPATH Files“, besteht aus Mitschnitten einer Online-Podiumsdiskussion sowie aus Beiträgen in internen WPATH-Foren, die konkrete medizinische Fälle besprechen. Alle Dokumente sind online zugänglich.

„Informiertes Einverständnis“

WPATH unterstützt Pubertätsblocker, Hormontherapie und Operationen zur Geschlechtsumwandlung auch bei Minderjährigen – unter der Voraussetzung des „informierten Einverständnisses“. Das bedeutet, dass die Kinder wie die Eltern über die Risiken der Behandlungen informiert werden: Medizinische Nachsorge, eventuell ungewollte Wirkungen des gegengeschlechtlichen Hormons, bis zum Verlust der Fertilität. Dieses „informierte Einverständnis“ ist für WPATH die ethische Rechtfertigung für die Therapie.

Die WPATH Files zeigen allerdings, dass praktizierende Ärzte und Therapeuten, die Mitglieder von WPATH sind, nicht immer überzeugt sind, dass dieses „informierte Einverständnis“ bei Kindern realistisch ist. Laut dem kanadischen Endokrinologen Daniel Metzger seien Ärzte oft in der Situation, „solche Dinge Patienten zu erklären, die oft nicht mal Biologie in der Oberstufe hatten“. Auch erwachsene Patienten hätten oft wenig Einblick in die Effekte der Therapie. Metzger beschreibt, wie junge Patienten sich die Ergebnisse einer Hormontherapie aussuchen wollten. „Man kann keine tiefere Stimme bekommen, ohne ein bisschen Bartwuchs“, beschreibt Metzger seine Gespräche mit Patienten, „und man kann kein Östrogen nehmen, um sich etwas femininer zu fühlen, ohne dass man Brüste entwickelt“. Metzger müsse seinen Patienten erklären: „Ihr seid vielleicht nicht binär, aber Hormone sind binär.“ Dianne Berg, eine Kinderpsychologin, stimmte zu, dass man nicht erwarten könne, dass Kinder oder junge Erwachsene die Folgen der Therapien absehen könnten, weil es „außerhalb ihrer Entwicklungsstufe“ sei. Laut Environmental Progress diskutiere WPATH dies niemals öffentlich: „Modifizierungen der Geschlechtsmerkmale werden als altersgerecht dargestellt, als essenzielle medizinische Versorgung, und jeder Widerstand gegen solche Interventionen wird als Transphobie dargestellt.“ Berg fügt schließlich auch noch hinzu, dass selbst Eltern oft nicht das nötige Level an medizinischem Wissen haben, um die Folgen des Behandlungsprotokolls einzuschätzen. Dieser Zustand sei laut Berg „unethisch“. Kinder hätten besonders Schwierigkeiten, die eigene Fruchtbarkeit wertzuschätzen. „In der Theorie ist es immer gut, mit einem 14-Jährigen über Fruchtbarkeitserhaltung zu sprechen, aber ich weiß, dass ich gegen eine Wand rede“, so Metzger. „Sie reagieren mit Igitt, Kinder, Babys, eklig.“ Oft beriefen sich Minderjährige darauf, später adoptieren zu wollen, ohne richtig einschätzen zu können, wie schwierig es ist, zur Adoption zugelassen zu werden. „Oh, ich dachte, man geht einfach zum Waisenhaus und sie geben einem ein Baby“, gibt der Arzt die Haltung seiner minderjährigen Patienten wieder. Laut Environmental Progress „beweisen diese Kom-

Ärzte ohne Grenzen

Eine Reihe geleakter Dokumente enthüllt besorgniserregende Äußerungen aus den Reihen der führenden Trans-Aktivistengruppe WPATH

VON SALLY-JO DURNEY



WPATH erntete für die Äußerungen seiner Mitglieder in den Leaks Kritik.

Foto: IMAGO/Pond 5

mentare, dass WPATH-Mitglieder sich darüber bewusst sind, dass die jungen Patienten, die ihre Fruchtbarkeit infolge einer gender-affirmativen Behandlung verlieren, nicht verstehen, was sie opfern“. Dies stehe in scharfem Kontrast zu WPATHs öffentlicher Position, die die Legitimität des „informierten Einverständnisses“ bekräftigt. Patientenberichte über „reproductive regret“, also die Trauer über den Verlust der eigenen Fruchtbarkeit, überraschen die Ärzte, so Metzger, nicht. „Jetzt, wo ich eine Menge Kinder in ihre Mittzwanziger begleite, merke ich, ‚Oh, der Hund reicht jetzt nicht mehr?‘ Die Patienten sagen dann, ‚Nein, ich habe diesen wundervollen Partner gefunden, und jetzt möchte ich Kinder‘“, referiert der Endokrinologe.

„Environmental Progress“ zitiert eine Studie niederländischer Forscher, die zeigte, dass 27 Prozent junger Patienten, die sich Pubertätsblocker, Hormontherapie und der Entfernung der Gonaden (Eierstöcke oder Hoden) unterzogen hatten, ihre Unfruchtbarkeit „lästig“ finden. Die Dunkelziffer ist womöglich höher, da die Formulierung offenbar nicht immer gleich

interpretiert wurde. Elf Prozent waren sich unsicher. 44 Prozent der gebürtigen Frauen und 35 Prozent der gebürtigen Männer würden sich für die Erhaltung ihrer Fruchtbarkeit entscheiden. 56 Prozent der Teilnehmer haben entweder einen Kinderwunsch oder konnten diesen bereits erfüllen, vermutlich durch Adoption. Gleichzeitig deckte diese Studie nur knapp 50 Prozent der geeigneten Patienten ab, sodass laut Environmental Progress die tatsächliche Rate derer, die den Verlust ihrer Fruchtbarkeit bereuen, höher sein könnte.

„Embodiment Goals“

Um eine Therapie – also Blocker, Hormone oder eine Operation – zu erhalten, brauchen Patienten eine Diagnose, auch, damit die Versicherung die Kosten übernimmt. Bei der Diagnose empfiehlt WPATH Therapeuten und Ärzten, sich auf die „International Classification of Diseases (ICD-11)“ zu beziehen, statt den DSM-5. Die ICD-11 erkennt „Gender Inkongruenz“ an, der DSM-5 „Genderdysphorie“. Anders als der

DSM-5 schätzt der ICD-11 die Diagnose als „Krankheit die sexuelle Gesundheit betreffend“ und nicht als psychische Erkrankung ein. Darüber hinaus verlangt der ICD-11 keinen Befund eines Leidensdrucks als Kriterium – es reicht, so Environmental Progress, eine gefühlte Inkongruenz zwischen dem biologischen Geschlecht und dem inneren Selbstgefühl, deren Behandlung dann eine medizinische Notwendigkeit darstellt.

Damit hängt ein Begriff zusammen, der in den WPATH-Files immer wieder aufkommt. „Embodiment Goals“, etwa als „Verleiblichungsziele“ übersetzbar, sind die körperlichen Veränderungen, die ein Patient wünscht, weil sie seinem inneren Selbst mehr entsprechen. Anders als die klassische Geschlechtstransition berichten Therapeuten in den WPATH-Files mit einigem Zuspruch auch von „nicht-standardmäßigen Wünschen“ wie zum Beispiel Vaginoplastien mit Erhalt der männlichen Geschlechtsorgane, Brüste ohne Brustwarzen oder „Nullifizierungen“ – das Entfernen von eindeutig männlichen oder weiblichen Geschlechtsmerkmalen. „Bemerkenswerterweise fehlen in diesen Diskussionen jegliche ethischen Bedenken um Operationen, die gesunde Fortpflanzungsorgane zerstören, um maßgeschneiderte anatomische Eigenschaften zu kreieren, die in der Natur nicht vorkommen“, so „Environmental Progress“.

Die in den WPATH-Files heftig kritisierten „Standards of Care“ sind Teil des von der deutschen S3-Leitlinie als „State of the Art“ beschriebenen Ansatzes zur Behandlung von Transgender-Patienten. Das gibt einen Einblick in die medizinische Seriosität, die die „Standards of Care“ beanspruchen: Um als S3 eingestuft zu werden, muss eine Leitlinie „alle Elemente einer systematischen Entwicklung“ durchlaufen haben, so die Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften (AWMF), die die Entwicklung von Leitlinien in Deutschland koordiniert. Doch laut „Environmental Progress“ zeigen die WPATH-Files, dass WPATH weder als medizinische noch als wissenschaftliche Organisation behandelt werden sollte: Ein Vorwurf, der, insofern er auf nachvollziehbaren Dokumenten basiert, Folgen weit über die USA hinaus haben dürfte.

Laut Bernhard Strauß, einer der Mitkoordinatorinnen der S3-Leitlinie, sei man dabei, die Vorwürfe gegen WPATH zu prüfen. „Wir gehen davon aus, dass die 2018 veröffentlichte S3-Leitlinie zur Transgesundheit der AWMF von diesen Vorwürfen nicht tangiert ist, da wir uns auf unsere eigenen Evidenzrecherchen gestützt haben.“ Die Leitlinien würden, so Strauß gegenüber dieser Zeitung, aber aktuell in einem umfangreichen Prozess überarbeitet, unter der Beteiligung von mehreren Fachgesellschaften. Laut Mari Günther, Sprecherin des Bundesverbandes Trans* seien die Standards of Care 7 und 8 zwar in die Recherche zur S3-Leitlinie einbezogen, hätten aber keine maßgebliche Grundlage geboten.

Im S3-Patientenleitfaden werden die „Standards of Care“ als eine von drei der „wichtigsten“ Leitfäden erwähnt, die in der S3-Leitlinie „erwähnt oder empfohlen“ werden. Während in einigen Ländern wie England und Schweden Pubertätsblocker seit kurzer Zeit nur noch im Rahmen klinischer Studien verschrieben werden dürfen, empfiehlt eine kommende S2k-Leitlinie zu Transgenderpatienten im Kinder- und Jugendalter weniger strenge Zugangskriterien. Gegenüber dem „Deutschen Ärzteblatt“ sagte die Autorin der Leitlinie, Dagmar Pauli, es seien auch Leitlinien von WPATH in die Leitlinie eingeflossen – aber nicht „maßgeblich“. Im Punkt der Entscheidungs- und Urteilsfähigkeit seien die deutschen Leitlinien viel differenzierter, so die Psychologin.

Kirche beginnt in der Familie



Ehebegleiter aus Diözesen, Pfarreien und katholischen Bewegungen nahmen an der Konferenz im Schönstatt-Zentrum Kahlenberg teil.

Foto: Stefan Schönlaub

Chancen und Hoffnungen der Ehe- und Paarbegleitung für Paare und für die Kirche erkennen: Darum ging es auf der Ehekonferenz des österreichischen Instituts für Ehe und Familie und der Erzdiözese Wien

VON ALICE PITZINGER

Unter dem Titel „Ehebegleitung – Chancen und Hoffnungen“ lud das Institut für Ehe und Familie der österreichischen Bischofskonferenz gemeinsam mit der Erzdiözese Wien ein ins Bildungshaus Schönstatt am Kahlenberg zu einem Austausch über Erfahrungen in der Ehebegleitung. Ziel war es, den Teilnehmern aus Diözesen, Pfarreien und Bewegungen einen Austausch über Beispiele gelungener Ehebegleitung zu bieten und Vernetzungsmöglichkeiten in der Begleitung von Paaren aufzuzeigen.

Familienbischof Hermann Glettler betonte in seinem Grußwort, dass Ehe und Familie nicht „nebeneinander“ laufen dürfen. Es gelte das Kostbarste zu formen; dies verlange Qualität und Professionalität. „Wir müssen“, so der Bischof, „unsere Kompetenz und Expertise erweitern und jungen Menschen zeigen, dass wir keine Langweiler sind und sie motivieren, dass es sich lohnt, in Ehe und Familie zu investieren.“ Altfamilienbischof Klaus Küng erinnerte an das Zitat von Papst Johannes Paul II., dass „der Weg der Kirche über die Familie geht“. Die Familie, so Küng weiter, sei die Schule des Lebens, der Liebe und des Glaubens und bei diesen Aufgaben müsse sie begleitet werden.

Zur Einstimmung auf die Tagung präsentierte das christliche Magazin „Grandios“ drei Kurzvideos, in denen die Themen Kinderlosigkeit in der Ehe, die Wichtigkeit von Kommunikation und der Tod eines Ehepartners zur Diskussion gestellt wurden. Pater Heinrich Walter, der geistliche Begleiter der Schönstattbewegung in Österreich, wies darauf hin, dass Gott nicht immer alle Wünsche erfüllt, aber gerade in Krisenzeiten an der Seite von Paaren bleibt und diese begleitet. Die Psychotherapeutin Susanne Pointer vom Institut für Ehe und Familie sieht das Zuhören in einer Partnerschaft als entscheidenden Schlüssel einer gelungenen Kommunikation. Es gehe nie um die Schuldfrage, sondern um das Hineinversetzen in den Ehepartner. „Ich verlasse meinen Horizont und versuche, mit den Augen des anderen zu sehen.“ Die „Gastgeber“ Ingeborg und Richard Sickinger möchten mit der Schönstattbewegung Ehepaaren einen Entwicklungsraum bieten, wo sie gemeinsam wachsen können.

Den inhaltlichen Beginn der Ehekonferenz 2024 machte das Ehepaar Regina und Thomas Csanády aus Graz, die aus ihrer langjährigen Erfahrung in der Ehevorbereitung und -begleitung berichteten. Wie in Amoris Laetitia nachzulesen ist, seien Achtsamkeit gegenüber dem Ehepartner, Dankbarkeit und Vergebung die drei wesentlichen Kriterien einer funktionierenden Ehe. Das Fundament müsse aber der Glaube

sein, der Paaren in der Krise hilft diese durchzustehen. Die Referenten hatten auch praktische Tipps bereit. Das gemeinsame Gespräch nie abreißen lassen, nie unverzöhrt schlafen gehen und sich Zeit und Zärtlichkeit bewusst schenken. „Altdienste“ Ehepaare sollten für Brautpaare als Hirten vorangehen und zeigen, wie lebendig, bereichernd und fruchtbar Ehe ist. „Die Vorbildwirkung sei noch immer die größte Motivation“, war sich das Ehepaar einig.

Der Moraltheologe Stephan Fraß-Poindl forderte die Kirche zu drei „Mutausrüchen“ auf. Der Mut zur Realität, etwa bei der Betrachtung von unterschiedlichen Lebensformen. Ferner forderte der Moraltheologe Mut zur Selbstkritik und schließlich Mut zur Gewissensentscheidung. Es müssten biographiesensible Zugänge zu Paaren gefunden werden im Einklang mit der kirchlichen Lehre und der pastoralen Praxis.

Gelingende Praktiken im Austausch

Im anschließenden Expertengespräch wies die Psychotherapeutin Barbara Haid darauf hin, dass Perfektionsdenken und zu hohe Ansprüche an Ehe und Familie oft junge Menschen daran hindern, sich überhaupt auf eine Beziehung einzulassen. „Dranbleiben in einer Ehe, wenn es schwierig wird und daran zu wachsen ist überhaupt nur mehr selten zu finden“, zeichnet die Psychotherapeutin ein düsteres Bild aus ihrer Praxis. Es bedürfe daher Rollenvorbilder, wie Ehe realistisch gelingen kann. Haid setzt auch auf Gruppensetting. Es habe sich in der Praxis bewährt, mehrere Ehepaare in einer Gruppe zusammenzubringen. Die Erfahrung „wir sind nicht allein mit unseren Problemen“ sei ein erster wichtiger Schritt zur Krisenbewältigung. Der Generalvikar für die katholischen Ostkirchen in Österreich, Yuriy Kolasa aus der Ukraine, erzählte aus seiner Heimat, wie die Einführung einer katholischen Ehevorbereitung nach dem Kommunismus die Scheidungsrate fallen und die Geburtenrate steigen ließ. Er sieht die Qualität der Ehevorbereitung aber nur in der Kontinuität, also in der Fortsetzung als Ehebegleitung nach der Hochzeit.

Beim Podiums-Café, in dem Bischof Glettler mit Vertretern aus der Praxis Chancen für die Ehebegleitung diskutierte, wurden viele positive Ansätze bereits sichtbar. Der Leiter des Familienreferats der Erzdiözese Salzburg, Johannes Czifra, erzählte von der Pfarrei Koppl in Salzburg, die den Brautpaaren mehrere Termine für Ehevorbereitung anbietet. Dabei wird auch ein gemeinsamer Messbesuch vorgesehen, und der Pfarrer lädt die Brautpaare zum ge-

meinsamen Essen ein und schafft so Vertrauen. Für das Ehepaar Schiffl von der Schönstattbewegung bedeutet die Ehebegleitung eine Chance für die Kirche. Es müsse jungen Paaren vermittelt werden, dass Glaube etwas mit dem Leben zu tun habe und dieser für die Bewältigung des Ehealltags gebraucht werde. Sie identifizieren drei Lebensphasen, in denen Ehebeglei-

tung besonders wichtig ist: Das erste Jahr nach der Eheschließung, die Zeit der Geburt der Kinder und die „leere Nestphase“, in der die Kinder ausziehen und das Ehepaar zu zweit wieder als Paar lebt.

Der Stockerauer Pfarrer Andreas Kaiser setzt auf Ehepaare, die jungen Paaren in Krisensituationen zur Seite stehen. Familienbischof Glettler verkündete abschlie-

ßend, dass die Familienkommission der Bischofskonferenz eine Initiative „familienfreundliche Pfarre“ gestartet habe. Von Coaches werde in den Pfarreien überprüft, ob es kinderfreundliche Messen gebe, Raum für Begegnungen, Infrastruktur für Familien mit kleinen Kindern, mit dem Ziel Familien einen Raum zu geben, wo sie sich erwünscht und wohl fühlen.

Anzeige

25 Jahre k.tv Katholisches Fernsehen

Fernsehen für die Seele. Seit 25 Jahren.

So empfangen Sie uns:

Folgen Sie uns:

Entdecken Sie den katholischen TV-Sender mit der höchsten Reichweite. In Deutschland, Österreich und der Schweiz in über 40 Millionen Haushalten. Sie finden uns über Kabelfernsehen, Satellit oder über Livestream und App.

Bestellen Sie Ihr kostenloses Programmheft: www.k-tv.org/bestellen

Mit Kindern durch das Kirchenjahr

Er ist wirklich auferstanden!

Ein Ausflug mit Opa und Oma ist eigentlich immer toll. Aber schon wieder eine Kirche besichtigen? Heute wollen Maxi und Leni mal etwas Spannendes erleben

VON MARTIN LINNER

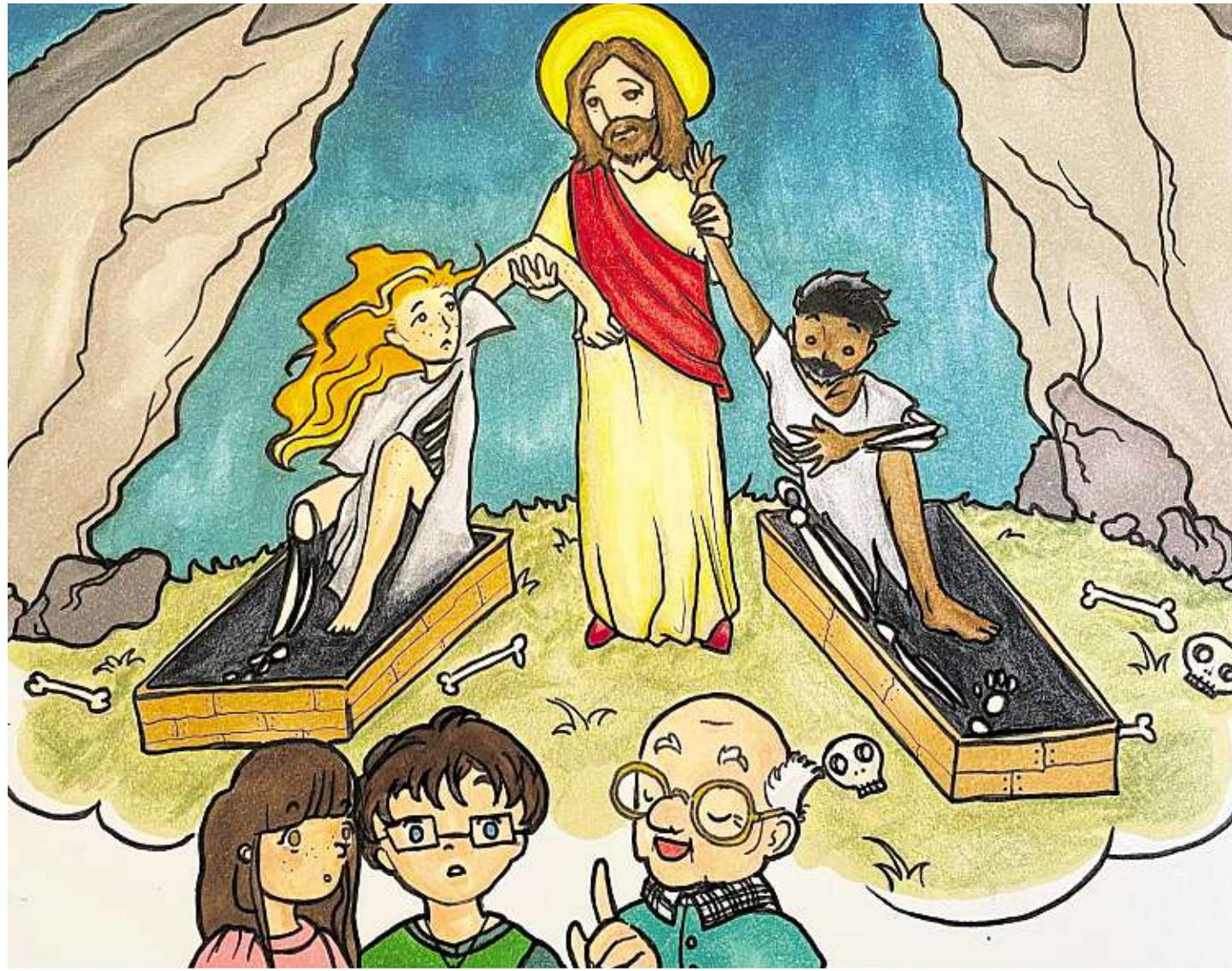
Uns ist langweilig. Machen wir doch was Spannendes“, mault Leni. „Am besten mal was Gruseliges“, meint Maxi. „Dann schaut euch doch schon mal das Beinhaus an“, schlägt Opa vor. „Hier beim Seiteneingang raus und die Treppe hinunter...“ Eine Kniebeuge vor dem Tabernakel und die Kinder sind auch schon weg.

„Beinhaus“ – dieses Wort hatten die beiden noch nie gehört. Ganz gespannt machen sie sich auf den Weg. Sie eilen die Treppe hinunter und da sehen sie schon das Gebäude, das eher wie eine Kapelle aussieht. „Das ist ja wieder eine Kirche“, stöhnt Maxi. Die Tür steht einladend offen. Die Kinder gehen langsam ein paar Treppenstufen hinunter. In dem Kellerraum ist es ganz dunkel. Spärlich dringt durch ein kleines Fenster etwas Licht. Ihre Augen brauchen ein wenig, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Es ist ganz still und die Kinder hören, wie ein Wassertropfen von der Decke auf den Boden tropft.

Ein gruseliger Augenblick

Leni glaubt etwas zu erkennen und fragt ängstlich den älteren Bruder: „Kann es sein, dass da lauter Knochen sind?“ Maxi sieht es auch. Ordentlich aufgeschichtete Knochen und ganz oben sogar Schädel. „Ich glaube, du hast recht“, bestätigt er seiner Schwester. Ein Gitter mit einer Tür sperrt die aufgeschichteten Knochen von den Besuchern ab.

Maxi drückt seine Nase ganz nah an das Gitter, um besser sehen zu können. Plötzlich schlägt die Tür nach hinten. Es gibt einen Knall, ein Schädel löst sich und rollt klappernd nach unten. Maxi entfährt ein Schrei, Leni schreit mit, sie eilen zur Eingangstür, laufen die Treppe nach oben, wo Opa und Oma den bestürzten Kindern entgegenkommen. Diese sind noch außer sich vor Schrecken. „Da spukt es! Da haben sich die Knochen bewegt!“, erklärt Leni. Ihre Stimme überschlägt sich. „Ich glaube ja nicht an Geister“, verteidigt sich Maxi, „aber in diesem Beinhaus oder wie auch



Jesus hat den Tod besiegt. Auch wir hoffen auf unsere Auferweckung durch Christus.

Illustration: Sally-Jo Durney

immer das heißt, geht es nicht mit rechten Dingen zu. Da ist plötzlich ein Totenschädel auf mich zugekullert.“ Die Großeltern nehmen ihre Enkel in den Arm. „Und wir gehen der Sache jetzt mal gemeinsam auf den Grund“, schlägt Opa vor. Eigentlich wollen die Kinder da nicht mehr dort hinunter. Aber mit den Großeltern zusammen haben sie keine Angst.

Opa geht voraus und entdeckt gleich am Eingang einen Lichtschalter, so dass der Raum hell wird. Jetzt sehen die Kinder, dass das tatsächlich alles Knochen sind. Opa begutachtet das Türschloss des Gitters. „Schaut mal, das ist rostig“, und er führt den Kindern vor, dass die Gittertür nicht mehr richtig schließt. „Maxi, da Du bist wohl leicht an die Tür gestoßen, dann ist sie aufgesprungen, hat die Kochen berührt und ein Schädel ist durch die Erschütterung ein bisschen weggekullert.“ Die Kinder sind erleichtert. „Ich wusste ja, dass es keine Gespenster gibt“, ruft Maxi triumphierend seiner Schwester zu. „Aber geschrien hast du als erster“, gibt Leni zurück. „Mich würde eher

interessieren, warum da so viele Knochen sind“, fragt Maxi ausweichend.

Eine heiße Diskussion

„Ihr habt vielleicht gesehen, dass der Friedhof hier sehr klein ist. Damit in den Gräbern ausreichend Platz für neue Särge war, wurden früher beim Ausheben eines Grabes die Knochen gesammelt und in dieses Beinhaus gegeben.“ Über der Gittertür steht ein Spruch, den Opa vorliest: „Wir sind mit Christus gestorben und werden auch mit ihm leben (2 Tim 2,11).“ „Mein Klassenlehrer meint, dass es keine Auferstehung von den Toten gibt und auch Jesus nicht auferstanden ist“, entgegnet Maxi. „Da würde ich sagen“, wendet Opa ein, „wir schauen uns einfach mal an, warum die Apostel so überzeugt waren, dass Jesus auferstanden ist und lebt.“

„Der Tod war für Jesus ja kein Problem“, ergreift Leni das Wort. „Schließlich hat Jesus auch seinen Freund Lazarus, der schon vier Tage im Grab lag, von den Toten auferweckt.“ „Und der hat schon richtig ge-

stunken“, ergänzt Maxi und hält sich die Nase zu. „Aber damit hat er den Aposteln gezeigt, dass er stärker ist als der Tod.“ „Richtig“, stimmt Oma bei. „Und Jesus sagte dabei über sich selbst: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Der das Leben selber ist, kann auch von den Toten auferstehen.“

„Und vielleicht erinnert ihr euch“, sagt Opa, „dass Jesus den Jüngern seine Auferstehung angekündigt hat.“ Maxi überlegt: „Sagte Jesus ihnen nicht voraus, dass man ihn gefangen nehmen und töten, er aber am dritten Tag wieder auferstehen werde?“ „Genau“, bestätigt Opa seinen Enkel. „Sogar drei Mal machte Jesus diese Vorhersage. Jesus wusste alles über seine Zukunft.“ „Muss er ja auch“, ergänzt Maxi, „schließlich war er Gottes Sohn.“

„Für mich ist sicher, dass Jesus auferstanden ist, weil das Grab leer war“, erklärt Leni. „Sonst hätte man seinen Leichnam ja gefunden.“ „Naja“, wendet Maxi ein, „die Soldaten behaupteten, er sei gestohlen worden.“ Da muss Leni widersprechen: „Aber die Frauen und die Jünger haben ihn ja lebend gesehen und erkannt.“

Opa gefällt das angeregte Gespräch seiner Enkelkinder und er fragt weiter: „Aber hätte das nicht einfach die Erscheinung eines Geistes sein können?“ Leni lässt sich nicht lange herausfordern: „Nein, die Frauen und die Jünger haben ihn ja berührt. Und ein Geist hat nicht Fleisch und Knochen.“ „Und er hat mit den Jüngern nach seiner Auferstehung gegessen“, erklärt Maxi.

„Aber könnte das nicht auch ein ganz anderer Mensch gewesen sein?“ Opa will der Sache auf den Grund gehen. „Nein“, erwidert Maxi entschieden. „Denn die Apostel haben Jesus an seinen Wunden erkannt. Oder glaubst du, dass damals gleich mehrere Menschen Wunden von Nägeln und ein durchstochenes Herz hatten und trotzdem weiterlebten. Also für mich ist das ziemlich eindeutig.“ Opa gibt noch nicht auf: „Aber woher wissen wir das alles?“, fragt er die Kinder. „Die Apostel haben das doch weiter erzählt“, erklärt Leni. „Und dann wurde es in der Bibel, im Neuen Testament aufgeschrieben.“ Opa ist jetzt richtig in Fahrt und lässt mit seinen Fragen nicht locker: „Aber wenn die Apostel gelogen hätten...?“

Glaubwürdige Zeugen

Hm. Jetzt runzeln die beiden die Stirn. Aber Opa wäre nicht Opa, wenn er nicht eine gute Antwort hätte: „Schaut, soweit wir wissen, sind alle Apostel und Evangelisten, Johannes ausgenommen, den Märtyrertod gestorben. Sie waren also bereit, für die Botschaft von der Auferstehung Jesu ihr Leben hinzugeben. Sie hatten keine Angst, weil sie daran glaubten, dass Jesus auch sie auferwecken würde. Und deshalb ist es ganz vernünftig anzunehmen, dass sie die Wahrheit sagten.“

„Und weil Jesus auferstanden ist“, meldet sich Oma zu Wort, „dürfen auch die Verstorbenen auf ihre Auferstehung hoffen.“ „Das glaube ich auch“, sagt Maxi. Leni nickt zustimmend und meint: „Weil es eine Auferstehung gibt, ist auch das mit den ganzen Knochen hier nicht so schlimm. Jesus kann sie alle auferwecken.“ „Und uns auch einmal“, sagt Maxi und lächelt verschmitzt.



Pater Martin Linner ist Mitglied der Ordensgemeinschaft der Servi Jesu et Mariae und als Seelsorger in der Familien- und Jugendarbeit tätig.



KOLUMNE

Ressource
Wasser

VON THOMAS BERENZ

Das Wasser ist eines der zentralen Symbole der Osterzeit: Die Lesungen der Osternacht berichten vom Wasser als existenziellen Grundstoff für das Leben. Es ist das Urelement, über dem der Geist Gottes am Anfang der Schöpfung schwebte und dem Kraft geschenkt wurde zu retten und zu heiligen, wie es im Gebet zur Weihe des Taufwassers heißt. Zugleich aber wird auch auf die Ambivalenz des Wassers verwiesen, das neben seiner lebensspendenden Wirkung immer wieder auch seine zerstörerische Macht zeigt.

Wir Menschen gehen mit dieser so lebenswichtigen Ressource, die etwa 70 Prozent unserer Erdoberfläche – den „Blauen Planeten“ – bedeckt, viel zu sorglos um. Das bleibt nicht ohne Folgen: Obwohl die Verfügbarkeit von sauberem Trinkwasser 2010 durch die Vereinten Nationen als grundlegendes Menschenrecht anerkannt wurde, haben heute rund zwei Milliarden Menschen keinen Zugang zu einer sicheren Trinkwasserversorgung. Schuld daran haben unter anderem die menschengemachten Umweltverschmutzungen, eine Übernutzung und die Folgen des Klimawandels.

Denn der Klimawandel sorgt für mehr Wetterextreme mit Starkregen und Überschwemmungen auf der einen und intensiveren Dürren und Wasserknappheit, wie wir sie auch in Europa in den zurückliegenden Sommern immer wieder erleben mussten, auf der anderen Seite. Und so herrscht in Afrika, Lateinamerika und Asien vielerorts eine dramatische Wasserknappheit.

Nicht nur in Afrika
wird das Wasser knapper

Doch selbst dort, wo es derzeit noch Wasser im Überfluss gibt – wie beispielsweise in den USA und Europa – werden in den kommenden Jahren immer mehr Menschen von Wasserknappheit betroffen sein, denn mit der weltweit wachsenden Bevölkerungszahl wird der Bedarf an Wasser steigen. Mit der Wasserknappheit wird sich die Gefahr von Konflikten und Kriegen um Wasser, vor allem um trinkbares Süßwasser, erhöhen.

Schon heute ist das Wasser immer wieder eine Quelle von Verteilungskonflikten, insbesondere in Regionen, in denen die Verfügbarkeit von Wasser begrenzt ist oder von politischen Spannungen geprägt wird. Der nachhaltige Schutz des Wassers und ein gerechter Zugang zu den Wasserressourcen dieser Erde wird, angesichts der lebenswichtigen Bedeutung dieses Elementes und seiner vielfältigen Bedrohungen, eine der zentralen Herausforderungen der Menschheit in den nächsten Jahrzehnten sein.

Ihre Bewältigung ist eine globale Aufgabe, die der sozialen Gerechtigkeit und zugleich der Friedenssicherung dient. Und sie ist eine Aufgabe, zu der jede und jeder von uns im persönlichen, bewussteren Umgang mit Wasser einen Beitrag leisten kann, als Zeichen der Solidarität gegenüber jenen, die unter Wasserknappheit und -verschmutzung leiden und gegenüber den kommenden Generationen.



Der Autor ist Diplom-Theologe und Leiter Erwachsenen- und Familienbildung im Bischöflichen Generalvikariat Trier.



Für die einen ist er der schnelle Weg zum Reichtum, für Investmentlegenden wie Warren Buffett oder Charlie Munger ist der Bitcoin „Rattengift“.

Foto: dpa

Gute Anlage oder gefährliche Zockerei?

Der Bitcoin wird kontrovers diskutiert. Aber was verbirgt sich hinter der digitalen Währung? VON PATRICK PETERS

Sogenannte Kryptowährungen sind seit Jahren in aller Munde: Diese digitalen beziehungsweise virtuellen Währungen nutzen dezentralisierte Technologien, um Nutzern sichere Zahlungen und Geldspeicher ohne die Notwendigkeit einer Zentralbank oder einer einzelnen Verwaltungsbehörde zu ermöglichen. Sie sind auf einer Technologie namens Blockchain aufgebaut, einem dezentralisierten System, das in einem Netzwerk von Computern läuft und dazu dient, alle Transaktionen zu erfassen und zu verifizieren.

Der Bitcoin steigt
und steigt

„Die Blockchain-Technologie ist eine innovative Verteilung von Daten, die eine revisionssichere Art der Aufzeichnung und Übertragung von Informationen ermöglicht. Die Blockchain ist eine Art digitales Buch, in dem alle Transaktionen oder Datenänderungen chronologisch erfasst werden. Jeder Eintrag in diesem Buch ist ein Block, der Informationen enthält, und alle Blöcke sind miteinander verkettet, was die unveränderliche, lineare Abfolge bildet – daher der Name Blockchain“, erklärt Hannah Jo Wolff von der digital! Wolff, Plötz & Co, die mit der Marke f3-finance.de ESG-kompatible, nachhaltige und einfache digitale Banking-Lösungen geschaffen hat, darunter mit dem sogenannten Blocktree eine eigene, auf Nachhaltigkeit ausgerichtete Blockchain mit einem deutlich niedrigeren Energieverbrauch.

Die bekannteste Kryptowährung ist der Bitcoin. Er existiert ausschließlich online und wird im Gegensatz zu herkömmlichen Währungen nicht von einer Zentralbank oder Regierung herausgegeben oder kontrolliert. Über sogenannte Wallets können Besitzer von Kryptowährungen auf ihre Bestände zugreifen, Kryptowährungen senden und empfangen. Dabei befindet sich die Kryptowährung selbst nicht in der Wallet – die Wallet interagiert mit der Blockchain. „Jede Bitcoin-Transaktion wird in einem Datenblock gespeichert und dann an die Blockchain angehängt, die eine fortlaufende

Kette dieser Blöcke bildet: der sogenannte Konsensalgorithmus. Dieser Prozess gewährleistet die Integrität und Unveränderlichkeit aller Transaktionen“, erklärt Hannah Jo Wolff. Neue Bitcoins entstehen immer wieder durch das sogenannte Mining, also das Schürfen. Ein Miner erhält eine Belohnung, wenn sie den neuen Block für die Blockchain als Erster validieren.

Dem Bitcoin werden, wie anderen Kryptowährungen auch, zahlreiche Vorteile zugesprochen. Da keine zentrale Behörde Bitcoin reguliert, soll die Währung widerstandsfähig gegen Manipulation und Zensur sein, und ebenso werden alle Transaktionen in der Blockchain öffentlich und dauerhaft aufgezeichnet, was Manipulationen verhindert. Im Vergleich zu traditionellen Zahlungssystemen wie Banküberweisungen oder Kreditkartenzahlungen braucht es keine Bank oder Kreditkarte und gilt daher als digitales Gold: Es wird aus dem Internet geschürft und braucht keine staatlichen Institutionen. „Doch auch dafür zahlt Bitcoin seinen Preis: Es ist langsam und energiehungrig. Ökologisch und sozial nachhaltiges Payment geht nur energieeffizient und schnell – deswegen haben wir den Blocktree entwickelt. Er verbindet die Stärken des Bitcoins mit den Stärken einer vertrauenswürdigen Institution“, sagt Hannah Jo Wolff.

„Aus diesen Gründen sind Kryptowährungen wie Bitcoin bei Anlegern beliebt. Kryptowährungen sind leicht handelbar und können in den meisten Fällen rund um die Uhr gehandelt werden. Dies gewährleistet eine hohe Liquidität, was für Investoren bedeutet, dass sie ihre Positionen schnell und einfach liquidieren können. Und da Kryptowährungen nicht direkt mit traditionellen Finanzmärkten korreliert sind, können sie als Instrument zur Diversifikation eines Investmentportfolios dienen, was das Gesamtrisiko des Portfolios reduzieren kann“, sagt Thomas Hack, Gründer und Geschäftsführer des Family Office Value Brain aus Stegaurach bei Bamberg.

Die Entwicklungschancen des Bitcoin im Speziellen und Kryptowährungen im Allgemeinen seien sehr gut, betont Thomas Hack mit Blick auf die Zahlen. Der Bitcoin ist in

den vergangenen fünf Jahren um fast 1700 Prozent im Wert gestiegen und hatte Mitte März sein historisches Hoch von 67331 US-Dollar erreicht – nach 18933 US-Dollar ein Jahr zuvor. Und auch die ebenso bekannte digitale Währung Ethereum liegt auf fünf Jahre deutlich im Plus, sie hat sogar einen Sprung von fast 2600 Prozent erreicht. „Und die Aussichten sind positiv. Neben den bekannten Kryptowährungen gibt es auch viele neue Kryptowährungen, von denen Experten erwarten, dass sie in den kommenden Jahren einen erheblichen Erfolg verzeichnen werden.“ Diese enormen Steigerungen haben vor allem mit den im Januar in den USA zugelassenen Bitcoin-Spot-ETFs zu tun, die die Kursentwicklung direkt abbilden und mit physischen Bitcoins hinterlegt sind. Allein zwischen dem 4. und 13. März, dem Tag des bisherigen Höchststandes, flossen laut Daten der Kryptobörse Bitmex 3,8 Milliarden Dollar in Bitcoin-ETFs.

Das Verlustrisiko
ist hoch

Auf der anderen Seite zeigen allein diese Zahlen die hohen Schwankungen des Bitcoins. Wer zum Beispiel im November 2021 zum damaligen Höchstpreis von mehr als 64000 US-Dollar einen Bitcoin gekauft hat, lag ein Jahr später bei rund 16500 US-Dollar mit seinem digitalen Coin, also einem Viertel des Wertes. Zum Vergleich: Der deutsche Leitindex Dax stand zu Beginn der Covid-19-Krise Anfang März 2020 bei 13750 Punkten und verlor binnen weniger Wochen rund 40 Prozent, um ein Jahr später 70 Prozent seit dem Corona-Tief hinzugewonnen zu haben. Das bedeutet laut der Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (BaFin): „Ein Grundsatz gilt für Kryptoinvestments ganz besonders: Die Oftmals erwecke auch die Art und Weise der Vermarktung den irreführenden Eindruck, dass Anleger schnell reagieren müssten, um die in Aussicht gestellten Gewinne nicht zu verpassen.“ Für die BaFin ist dies der „FOMO“-Effekt, was für „Fear of missing out“ steht, also die Angst, etwas zu verpassen. „Diese Investments führen wieder-

rum dazu, dass die Kurse zunächst weiter steigen – ohne einen substanzialen Grund.“

Anleger können also mit ihren Bitcoin-Investments durchaus schweren Schiffbruch erleiden, vor allem dann, wenn sie teuer kaufen und dann in einen Abschwung geraten. Zugleich weist aber Finanzberater Thomas Hack auf verschiedene Prognosen hin, die den Bitcoin Ende des Jahres bereits bei 100000 US-Dollar sehen und bei einem positiven Szenario bis 2025 sogar bei Werten von 500000 US-Dollar. „Wer Marktchancen erhalten und Schwankungen reduzieren will, kann beispielsweise auch über bestimmte Anbieter in einen Korb der von der Marktkapitalisierung her größten Kryptowährungen gleichzeitig investieren. Das führt auch dann zu positiven Ergebnissen, wenn einzelne große Währungen wie der Bitcoin fallen sollten. Alternativ eignen sich Investition in Rechenzentren, deren Erträge in Bitcoin ausschütten, oder in Bitcoin-Rechner, die Bitcoin schürfen“, sagt Thomas Hack.

Wirtschaftsprüfer und Steuerberater Matthias Gehlen, Partner bei der multidisziplinären Beratungsgesellschaft WWS-Gruppe, stellt in dem Zusammenhang auch die Regelungen zur Besteuerung von Kryptowährungen heraus. „Wer seine Coins mit Gewinn verkauft, muss die Differenz zwischen An- und Verkaufspreis versteuern, wenn zwischen An- und Verkauf weniger als ein Jahr liegt und die Summe aller Gewinne, die in einem Jahr mit privaten Veräußerungsgeschäften gemacht wurden, mehr als 1000 Euro ab dem Veranlagungszeitraum 2024 beträgt. Vorher waren es 600 Euro.“ Eine Veräußerung liegt auch dann vor, wenn mit Kryptowährungen bezahlt wird – zum Beispiel eine Dienstleistung oder der Kauf einer anderen Kryptowährung – oder sie in reguläre staatliche Währungen oder andere digitale Einheiten getauscht werden.

Wichtig: Die Nichtanzeige der Gewinne kann dabei neben rein steuerlichen auch weitreichende steuerrechtliche Konsequenzen nach sich ziehen. „Dieses Verhalten wird als Steuerhinterziehung verfolgt“, betont Matthias Gehlen. Noch ein Grund, um über den Bitcoin-Kauf nachzudenken.

BEIM NAMEN GENANNT



Ohne Ankündigung hat **PAPST FRANZISKUS** etwas rückgängig gemacht, was sein Vorgänger Benedikt XVI. (2005-2013) in seinem Pontifikat geändert hatte. Neuerdings führt der Papst wieder, wie zuletzt 2005, den historischen Titel „Patriarch des Westens“. Diesen Titel hatte Benedikt XVI. aus der Liste der Papst-Titel streichen lassen und damit Irritationen bei den Kirchen des Ostens ausgelöst. Mit dem Titel „Patriarch des Westens“ stellt sich der Papst im ökumenischen Dialog auf eine Ebene mit dem Patriarchen von Konstantinopel und weiteren Patriarchen östlicher Kirchen, die den Papst nicht als ihr Oberhaupt anerkennen. Der derzeitige Patriarch von Konstantinopel, Bartholomaios I., den Papst Franziskus bereits bei mehreren Gelegenheiten als „Bruder“ ansprach, wurde offenbar als einer der ersten von dem Schritt informiert. Sichtbar vollzogen wurde die Veränderung im sogenannten Päpstlichen Jahrbuch, dem von dem Vatikanverlag LEV herausgegebenen amtlichen „Annuario Pontificio“, dessen neue Auflage in dieser Woche in den Handel kam. (DT/KNA)

Bundesjustizminister **MARCO BUSCHMANN** (FDP) hat das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum Elternrecht begrüßt. Das sei Rückenwind für seine Reformpläne beim Abstammungsrecht, erklärte Buschmann am Dienstag in Berlin. Auch er wolle eine Stärkung der Rechte leiblicher Väter. Zugleich erklärte er, sein Ministerium plane keine Reform, das Elternrecht auf mehr als zwei Elternteile auszuweiten. „Wir wollen eine Reform, aber keine Revolution“, so Buschmann. Nach dem Urteil wäre eine solche Ausweitung möglich. Der Erste Senat des Verfassungsgericht hatte bei seiner Entscheidung erläutert, eine Ausweitung auf drei Personen sei mit dem Grundgesetz und insbesondere mit dem Kindeswohl vereinbar. (KNA)



Zu Gast bei Fremden

VON JOSEF BORDAT

Ich bin an der Uni. Zu Gast. Ich suche die Herrentoilette. Ich folge dem Wegweiser, gehe vorbei am Institut für Genderstudies, lasse das Café „QueerButler“ links liegen, komme zum Fachschaftsratsraum und sehe gerade noch, wie die Basisinitiative „Veggie-Mensa“ ihre Beschlussfähigkeit feststellt. Hinein in Gebäudeteil XI.6a. Und wieder hinaus: Die Flure sind gesperrt. Passiver Widerstand der Klimaktivist*innen. Beim Umrunden des Gebäudes fällt mein Blick auf ein Plakat: Ringvorlesung. Irgendwas mit Geschlechtergeschichte. Oder schlechter Geschichte, so genau hab ich das nicht erkannt, schließlich bin ich mittlerweile im Laufschritt unterwegs. Rein in den Seitenflügel des Nachbargebäudes. Hier geht es weiter. Irgendein/e Profx musste wohl im letzten Semester ihre/seine Sprechstunde wegen eines ver.di-Warnstreiks ausfallen lassen – der vergilbte Zettel hängt immer noch an der Bürotür. Veggie. Verdi. Wo? Am Ziel angelangt, stelle ich fest, dass es gar keine Herrentoilette gibt. „All Gender“ steht dran. Ich fühle mich zugehörig. Humboldt sei Dank.



Foto: IMAGO / Eibner Europa

Frieden zwischen Israelis und Palästinensern? Schwer vorstellbar, meint unser Autor, der Gaza zur Zeit der zweiten Intifada erlebt hat

VON FRIEDRICH SCHIPPER

Ich habe einmal in Gaza gelebt und gearbeitet. Das ist schon eine Weile her. Mein Aufenthalt fand sein dramatisches und tragisches Ende mit dem Ausbruch der Zweiten Intifada. Ich war damals, am 28. September 2000, gerade für eine kurze Auszeit von der Arbeit in Jerusalem. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon fast drei Monate im Land gearbeitet, eigentlich ohne Pause und die zwei Tage Freizeit in jener Stadt, die ich genauso liebe wie meine eigene Heimatstadt Wien, waren mir sehr recht.

Nach stundenlangem Bummeln durch die Altstadt saß ich nachmittags auf der Terrasse des Cafés von Notre Dame vis-a-vis des Neuen Tores, also auf erhöhtem Gelände mit gutem Blick über die Altstadt – fast so gut wie vom Dach des Österreichischen Hospizes, aber nur fast. Dann stieg plötzlich Rauch auf über der Altstadt, in der Gegend des Tempelbergs. Das Sirenengeheul verschiedener Einsatzwagen schwoll rasch an und schien nicht mehr abzubrechen.

Es war gerade Wahlkampf in Israel und der damalige Oppositionsführer, der mittlerweile verstorbenen spätere Premierminister Ariel Sharon, hatte mit seinem – mit der zuständigen palästinensischen Behörde vorab vereinbarten und genehmigten – Besuch des Tempelbergs Proteste von Palästinensern ausgelöst. Als die Situation sich beruhigte, quartierte ich mich für eine Nacht im Paulushaus gegenüber dem Damaskustor ein, denn im Österreichischen Hospiz war kein Zimmer mehr frei. Am folgenden Tag wurde ich Zeuge eines Ausbruchs von Gewalt, die direkt zwischen Paulushaus und Damaskustor mit besonderer Heftigkeit ausgetragen wurde: Tausende, vor allem palästinensische Jugendliche traten einer großen Zahl der israelischen, teils berittenen Polizei entgegen.

Ich hatte eben mein Quartier verlassen und wollte gerade die Sultan-Süleyman-Straße hin zur Altstadt überqueren, als ich die Totenstille und Menschenleere bemerkte. Ich blieb auf der Verkehrsinsel stehen, blicke in beide Richtungen und wurde der Situation gewahr. Die demonstrierenden Jugendlichen kamen rasch sehr nahe. Im nächsten Moment galoppierte vor und hinter mir die berittene Polizei vorbei, mir schien, als seien es Hunderte. Ich hatte den Schweißgeruch der Pferde in der Nase, ein

nicht enden wollender Kavallerieangriff – wie im falschen Film. Meinerseits eine Schockstarre, die sich erst löste, als die Polizei wieder in die Gegenrichtung zurückritt, gleichsam gemächlich in die Ausgangsposition. Ich drehte auf der Stelle um, rannte zurück ins Paulushaus und beobachtete die weiteren Auseinandersetzungen von meinem Quartier aus, wie von einer Theaterloge.

An diesem Tag starben dort vier Jugendliche, etwa 200 Menschen wurden verletzt, Palästinenser wie auch Israelis. Ich kehrte noch am selben Tag zurück nach Gaza, der Übertritt am Checkpoint Erez war völlig problemlos. Ich lebte und arbeitete in Gaza zunächst weiter bis zum ersten Luftangriff der israelischen Streitkräfte auf Gaza-Stadt im Zuge dieser Intifada.

Das war der Tag des Lynchmordes an zwei israelischen Reservisten durch einen Mob von etwa tausend Palästinensern in Ramallah am 12. Oktober. Ein italienisches Fernsichteam filmte die unglaublich grausamen Vorkommnisse, die gehäuteten und angebrannten Körper, die johlende Menge. Die Aufnahmen gingen um die Welt und prägten sich auch in mein Gedächtnis für immer ein.

In unmittelbarer Reaktion beschossen israelische Kampfhubschrauber Ziele der palästinensischen Autonomiebehörde im Westjordanland und im Gazastreifen, auch die Regierungsgebäude am südlichen Ende von Gaza-Hafen. Am nördlichen Ende lag meine Unterkunft im zehnten Stock eines hohen und neuen, noch nicht ganz fertig gestellten Apartmenthauses. Der Rotorlärm der Kampfhubschrauber lockte mich ans Fenster, und ich konnte die Piloten des nächstschwebenden Hubschraubers in der Flugkante wahrnehmen – einen Augenblick, bevor er sein erstes Geschoss aus der Verankerung löste. Ich wandte mich sofort zur Flucht, kam dabei nur einen Schritt weit, als mich die Wucht des Einschlags – in das Gebäude auf der anderen Seite des Hafens – taumelnd das Gleichgewicht verlieren ließ.

Ich verbrachte die nächsten Stunden und die Nacht mit anderen Menschen im Keller des Apartmenthauses und verließ am nächsten Tag unter abenteuerlichen Umständen Gaza, tags darauf auch das Land Richtung Heimat.

Gaza ist ein wunderschöner Streifen Land. Eigentlich ein endloser, sehr breiter Strand mit Obstgärten im Hinterland. Wenn auch nur ein geringerer Prozentsatz der Fläche landwirtschaftlich gut nutzbar ist, pflegen die Menschen ihr Grün überall, wo sie können und schaffen sich ihre kleinen oder größeren, grünen Oasen – und wenn es nur auf den Balkonen ist. Das Meer lädt überall zum Baden ein, denn der Nil schiebt seit Jahrmillionen das afrikanische Sediment, das er in seinem Lauf aufnimmt, hier ins Mittelmeer und den Gazastreifen entlang nach Norden.

Drei größere Städte gibt es dort, von denen ich nur die nördlichste kenne: Gaza-Stadt; dann schließen sich südlich die Städte Khan Yunis und Rafah an. Auch die nördlichen Vorstädte von Gaza wie Beth Lahiya oder Dschabalia kenne ich nur vom Vorbeifahren. Gaza-Stadt ist eine von vielen arabischen Städten entlang der östlichen Küste des Mittelmeeres. Ich war mir natürlich der Redewendung von Gaza als „größtes Freiheitsgefängnis der Welt“ gewahr. Flüchtlingslager wie al-Schafi habe ich ebenso nur von außen gesehen. Aber ich habe sehr wohl lange unter den Menschen und mit ihnen gelebt, hatte palästinensische Mitarbeiter und bin zu ihren Familien nach Hause zum Essen eingeladen worden. Ich bin jeden Tag einkaufen gegangen, weil ich fast jeden Tag kochen musste und habe dabei jede Gelegenheit genützt, um mein damals noch passables Arabisch zu üben, ich habe Hochschulen besucht und bin mit Studierenden und Lehrenden ins Gespräch über mögliche künftige Wissenschaftskooperationen gekommen.

Die Menschen in Gaza waren sehr offen und sehr gastfreundlich. Keinesfalls habe ich Ablehnung oder auch nur Desinteresse erlebt. Es war eine beruflich sehr anstrengende, menschlich sehr schöne Zeit. Eine unangenehme Sache muss ich hier offen ansprechen: Österreich ist im Arabischen Raum nicht jedem Menschen sofort ein Begriff, wird manchmal auch mit Deutschland gleichgesetzt. Als Österreicher versucht man dann gerade bei Palästinensern den Diskurs auf den ehemaligen Bundeskanzler Bruno Kreisky zu lenken, der sich ja – selbst jüdischer Herkunft – für die „palästinensische Sache“ auf internationaler Politbühne stark gemacht hatte. Und bei manchen Gesprächspartnern gibt es dann „ah, ja“. Doch jedes Mal kamen meine Gesprächspartner in Gaza auf einen anderen Österreicher voller Bewunderung zu sprechen, an den man selbst nicht gerne denkt: Adolf Hitler. Nicht bloß einmal habe ich dabei hören müssen:

„Schade, dass er seine Sache mit den Juden nicht beenden konnte.“ Das war für mich immer furchtbar, sehr schmerzhaft.

So habe ich Gaza und seine Menschen kennengelernt und erlebt – vor fast einem Vierteljahrhundert. Es war damals noch die Zeit der israelischen Besatzung. Die Hamas spielte noch kaum eine Rolle. Mir schienen die Menschen auch einerseits zufrieden mit dem Jetzt, zukunftsbesorgt und mit großem Gottvertrauen ausgestattet. Aber der Juden Hass war damals schon offenkundig vom Ältesten bis zum Jüngsten heftig und präsent.

Hat Gaza eine Zukunft? Ich habe ehrlich gesagt keine Ahnung, wie es in Gaza weitergehen könnte. Ich habe das Gefühl, dass alles gegenseitige Vertrauen, das auf beiden Seiten über Jahre und Jahrzehnte aufgebaut worden war, nun vernichtet worden ist. Ich sehe den Boden nicht, auf dem eine Saat des Miteinanders wieder aufgehen könnte. Wenn man – auch in der Rückschau – nüchtern und realistisch ist, muss man konkludieren, dass die Zweistaatenlösung zwar die ganze Welt will. Nur zwei Parteien nicht: die Palästinenser und die Israelis. Die Palästinenser wohl noch weniger. Ich habe in meinem gesamten Leben noch nie einen Palästinenser gesprochen, der tatsächlich für eine Zweistaatenlösung gewesen wäre. Und für Israelis wäre meiner Gesprächserfahrung nach eine Zweistaatenlösung im Sinne einer Sicherheitsgarantie für Israel ein notwendiger, wenn auch schmerzender Kompromiss, wobei Israel ja ohnehin schon sehr klein ist und die Palästinenser ja ohnehin schon Jordanien haben.

Ich habe bis zum Oktober 2000 in meiner akademischen Laufbahn immer wieder Vorträge sowie Lehrveranstaltungen zum Themenkomplex Israel und Palästina gehalten. Seitdem habe ich dazu über weite Strecken geschwiegen. Mein Erleben der Zweiten Intifada hat mir gleichsam die Sprache verschlagen. Ich habe für mich persönlich erarbeitet, dass eine explizit pro-palästinensische Position den Palästinensern nicht hilft und eine explizit pro-israelische Position den Israelis nicht. Beides wird der Komplexität der Situation und der Not der Menschen nicht gerecht. Um das Dreschen stumpfer Phrasen zu vermeiden, habe ich mich beruflich offen gar nicht mehr geäußert. Das erste, woran ich gedacht habe, als ich für diese Zeilen angefragt wurde, war: Weinen ohne Tränen...

Friedrich Schipper ist Professor für Biblische Archäologie an der Hochschule Benedikt XVI. in Heiligenkreuz.



Strahlt Ruhe aus: Garten mit Nijubashi-Brücke am Kaiserpalast in Tokio.

Foto: IMAGO / imagebroker

Kaiser, Kirchen, Gartenkunst

In Japans Metropolen trifft die architektonische Moderne auf liebevoll angelegte Gartenanlagen. Wer etwas sucht, bemerkt darüber hinaus aber auch Zeugnisse der christlichen Mission **VON CONSTANTIN UND ULRIKE VON HOENSBROECH**

Tradition trifft Moderne, Geschichte begegnet Gegenwart, Entschleunigung statt Rastlosigkeit. Diese Wortpaare mögen Besuchern durch den Kopf gehen, wenn sie sich auf der leicht bergauf führenden Straße umdrehen: Der Blick fällt auf riesige, größtenteils verglaste Bürotürme, die sich direkt hinter dem weitläufigen Parkgelände rund um die Kaiserliche Residenz in Tokio erheben. Vor dieser Silhouette befindet sich ein altes Wächterhäuschen in dem seit Jahrhunderten bekannten traditionellen Stil. Der an eine kleine Pagode erinnernde Bau wurde um 1870 errichtet, im Zweiten Weltkrieg zerstört und später wieder in die weitläufige Parklandschaft eingepflanzt. Mittelpunkt der Bauten auf dem gut einem Quadratkilometer großen Gelände mit acht Toren ist die Residenz des Kaisers und seiner Familie.

Es war die Zeit der Meiji-Restauration unter dem Tenno Mutsuhito, dessen Regierungszeit von 1868 bis 1912 währte: Der Sitz des japanischen Kaisers wurde nach Jahrhunderten von Kioto im Südosten der Hauptinsel Honshu rund 450 Kilometer östlich in das aufstrebende Edo verlegt, das daraufhin den Namen Tokio (östliche Hauptstadt) erhielt. Mutsuhito wählte als Regierungsmotto „Meiji“ (aufgeklärte Herrschaft). Der damalige Wandel Japans vom Feudalstaat hin zu einer modernen Großmacht legte die Grundlagen für die heutige Bedeutung des Inselstaats in der Welt.

Auf dem hügeligen Parkgelände entstand 1968 – bewusst – ein nüchternes und funktional anmutendes Palastgebäude mit einem großen Platz davor. Zu Neujahr und am Geburtstag des Kaisers zeigt sich die imperiale Familie auf dem Balkon den mehreren Zehntausend meist per Los ausgewählten Bürgern. Für Ruhe und Ordnung bei den zweimal täglich für eine begrenzte Teilnehmerzahl durchgeführten etwa eineinhalbstündigen Führungen sorgt die ebenso strenge wie zuvorkommende Palastpolizei.

Weil auf dem Parkgelände, das die Ruinen der alten Edo-Burg birgt und weitestgehend von einem Wassergraben umgeben ist, so viele Pflanzenarten und Obstgärten angelegt worden sind, lassen sich zu jeder

Jahreszeit farbenprächtige Blüten erleben: viele Sorten von Zierkirschen, Schwertlilien oder etwa Kamelien, deren Farbspektrum von Weiß über Rosa bis Dunkelrot reicht. Dazu kommen Ausblicke auf weit ausladende Laub- und Nadelbäume sowie Ginkgos. Immer wieder lassen sich Gärtner bei der Pflege der Bäume beobachten. Bis zu fünf Angestellte befinden sich auf dreibeinigen Leitern zum Beispiel in einer Schwarzkiefer, um die braunen Nadeln von oben nach unten auszupfen und die Zweige in Wolkenform zu schneiden. Das Kaiserliche Hofamt informiert im Internet mit einem eigenen Blumenkalender über den aktuellen naturgegebenen Sachstand.

Die legendäre japanische Gartenkunst ist in vielen Teilen Europas bekannt und wird in unzähligen Gartenanlagen umgesetzt und gepflegt. Viele auch in unseren Gefilden bekannte Pflanzen tragen den lateinischen Beinamen „Japonica“. Im Mittelpunkt der japanischen Gartenanlage steht stets der Gedanke des Wandels im Wechsel der Jahreszeiten. Leben, Tod und die kosmische Ordnung spiegeln sich in der ständigen Wiederkehr. Wer von einer der Plattformen der Hochhäuser, etwa aus dem 45. Stock des Tocho (Tokyo Metropolitan Government Building), auf die bis an den Horizont ausgedehnte Stadt – mit 37 Millionen Einwohnern gilt sie als der weltweit bevölkerungsreichste Ballungsraum – blickt, wird den Garten mit seiner kaiserlichen Residenz wie eine kleine grüne Lunge inmitten des Häusermeeres wahrnehmen.

Szenenwechsel. Mit dem Shinkansen, dem berühmten Hochgeschwindigkeitszug, sind es zwei Stunden von Tokio nach Kioto. Unterwegs steht für einige Minuten majestätisch der über 3700 Meter hohe Fuji neben der Eisenbahntrasse. Vielen gilt Japans heiliger Berg mit dem imposanten immer schneebedeckten Kragen als einer der schönsten Berge der Welt. Vom Bahnhof Kioto geht es mit dem Taxi oder öffentlichen Verkehrsmitteln zum ehemaligen Kaisersitz und dem umliegenden Kyoto Gyoen, dem Nationalgarten. Es lohnt sich aber auch, den Weg zu Fuß zurückzulegen und dabei das Nebeneinander von Jahrhun-

derte alten Tempeln, malerischen Gärten und nüchterner Großstadtarchitektur zu erwandern.

In einer Seitenstraße der Karawamachi Street, eine der zentralen Magistralen mit dem gleichnamigen riesigen Einkaufsviertel, lohnt sich ein Besuch der St. Franz-Xaver-Kathedrale. Doch dürfen keine westlichen Maßstäbe an dieses kleine Kirchenbauwerk angelegt werden. Der schlichte Bau mit der markanten Dachkonstruktion befindet sich eher unscheinbar und unauffällig in einer Seitenstraße. Im Innen-

raum der nach dem Wegbereiter der christlichen Mission in Ostasien benannten Kirche, auch als Karawamachi-Kirche bezeichnet, fühlen sich die Besucher und Gläubigen wie unter einem Zelt Dach geborgen. Hinter dem Altar ragt ein vor allem durch Blau- und Rottöne dominiertes mosaikähnliches Fenster auf. Ein Stein auf dem Altar zeigt ein Kirchenschiff, das sich zwischen Alpha und Omega auf dem Meer bewegt und dem Stern von Bethlehem folgt; darunter der aus dem Johannes-Evangelium (17,21) entnommene Satz „Ut unum omnes sint“ (Dass

alle eins seien). Seit ihrer Fertigstellung im Jahr 1972 ist die Kirche der Bischofssitz des 1951 unter Papst Pius XII. mit der Bulle „Inter Supremi“ errichteten Bistums Kioto. Regelmäßig werden heilige Messen auf Japanisch und Englisch angeboten – auch in dem schlichten Kapellenraum, der sich neben einer Reihe von Büro- und Gemeinschaftsräumen unter der Kirche befindet. Fremde oder durchreisende Glaubensbrüder- und -schwestern werden von den hiesigen Gläubigen dieses Diaspora-Bistums stets mit größter Freude und Herzlichkeit aufgenommen.

Weniger als ein Prozent der Bevölkerung von insgesamt rund sieben Millionen Menschen in der Metropolregion Kioto gehören dem katholischen Glauben an. Während Tokyo seit 1954 das Partnerbistum des Erzbistums Köln ist, sind Kioto und die Rheinmetropole seit 60 Jahren über eine Städtepartnerschaft miteinander verbunden.

Weiter geht es auf der Karawamachi Street bis in den Stadtbereich, in dem sich in früheren Zeiten die Wohngegend des Hofadels befand. Als der Tenno im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nach Tokio übersiedelte, entstand auf 65 Hektar Kyoto Gyoen, um den alten Kaiserpalast und die umliegenden Bauwerke zu erhalten. Diese befinden sich auf elf Hektar und liegen allesamt hinter langgezogenen Mauern. Dieses Areal ist nur zu bestimmten Zeiten zugänglich.

Der Nationalgarten indes – 1300 Meter misst er von Norden nach Süden, 700 von West nach Ost – ist rund um die Uhr zugänglich, um die Natur zu allen Jahreszeiten auf sich wirken zu lassen, studieren und genießen zu können. In der Dunkelheit taucht die warme Beleuchtung der eleganten Laternen beispielsweise Fächerahorn, Ginkgoblätter, immergrüne Hecken und Nadelbäume in zauberhaftes Licht und evokiert aufregende Schattenspiele.

Sich von der Natur einfangen zu lassen und in ihr aufzugehen – dieser ergreifenden Erfahrung lässt sich nicht nur in den Park- und Gartenlandschaften rund um die alte sowie aktuelle Kaiserresidenz nachspüren. Das gilt gleichermaßen für die vielen durchkomponierten kleinen und großen grünen Oasen in den Städten Kioto und Tokio.



Zeltdachartig: St. Franz-Xaver-Kathedrale in Kioto.

Foto: Hoensbroech

32 **Aussprache****MOMENT MAL**

Liebe Leserinnen und Leser, gewiss werden Sie Lourdes kennen. Auch Fatima und Guadalupe sagen uns etwas als Orte, an denen sich die Gottesmutter zeigte. Aber wie steht es mit Banneux? Der belgische Wallfahrtsort feiert in diesem Jahr den 75. Jahrestag der dortigen Marienerscheinungen, die 1932 begonnen hatten. Die offizielle Anerkennung der Marienerscheinungen von Banneux wurde am 22. August 1949 proklamiert. Mit der „Tagespost“ können Sie diesen einmaligen Ort erleben: In Begleitung von Prälat Markus Hofmann bietet „Die Tagespost“ eine Leserreise vom 21. bis 25. September nach Banneux an, die uns auch nach Namur und Lüttich führen wird. Zustiegsmöglichkeiten gibt es in Frankfurt am Main, Köln und Aachen. Außerdem sind noch wenige Plätze für unsere Reisen nach Medjugorje (1. – 8. September) und Malta (14. – 20. Oktober) frei. Bei Interesse schreiben Sie uns an info@die-tagespost.de unter dem Stichwort „Leserreise“ und wir senden Ihnen weitere Informationen zu Ihrer Wunschreise zu. **IHRE REDAKTION**

Alabama: Künstlich erzeugte Embryos**Täter gegen Gottes Schöpfung**

Zum Kommentar „Säule des Unfriedens“ von Stefan Rehder (DT vom 7. März): Es ist tröstlich, Kommentare wie den Herrn Rehders zu lesen. Ich kann mir nur schwer ein widerwärtigeres Wort als „Reproduktionsindustrie“ vorstellen. Der Sündenfall ist unendlich tief! All diese gewissenlosen Täter vergessen bei ihrem Treiben, dass es sich um Gottes Geschöpfe, Ergebnisse unerschöpflicher Liebe des

Herrn, handelt. Vom ersten Moment der Vereinigung der beiden Keimzellen ist ein Mensch entstanden, nichts anderes, und dieser Mensch, der sich lediglich morphologisch von dem unterscheidet, welcher schlussendlich geboren wird, hat dieselben Rechte wie diejenigen, welche sie ihm absprechen – das betrifft übrigens auch die Mütter, die biologisch gesehen nichts weiter als „Wirte“ sind. Deren Verfügungsgewalt über ihren Bauch will ihnen kein Mensch absprechen, eine Verfügungsgewalt über das neue Menschenleben in ihnen indes besitzen sie nicht!

Dr. Wolfgang Fischer, 69198 Schriesheim-Altenbach

Zur Gemeinde-Seelsorge ohne Pfarrer**Für die Priester dankbarer sein**

Zu dem Beitrag „Die Unersetzlichen“ (DT vom 14. März): Neuerdings breitet sich in manchen Kreisen immer mehr der Wunsch priesterlicher Seelsorge durch Laien (zum Beispiel Taufspendung) in der Fläche der neuen Seelsorgsbereiche aus. Ein Grund liegt mitunter darin, dass das Priesterbild seine Attraktivität verloren hat. Die gemeinsame Kirche von Priestern und Gläubigen ist leider vielfach verloren gegangen. Corona, und damit Schließung der Kirchen, Missbrauch durch Kleriker, Kirchenaustritte warum auch immer, meist wegen der Kirchensteuer und der allgemeinen Interessenlosigkeit an der kirchlichen Botschaft, haben dazu beigetragen. Auch der religiöse Vorbildcharakter in den Familien lässt sehr zu wünschen übrig, was die jungen Leute ganz offen und freimütig sagen. Wie sollte da ein Priesterberuf hervorgehen? Ich möchte zuerst einer Aussage im Bericht der „Tagespost“ widersprechen, dass das Gros der Priester sich mit anderen Dingen beschäftigt denn mit der Seelsorge.

Die meisten Priester nehmen ihre Verantwortung sehr ernst, besonders an jungen Geistlichen kann man das heute vermehrt feststellen. Mit der Zusammenlegung von Pfarreien ist der Priester voll beschäftigt und ein Feierabend um 17 Uhr steht meist in den Sternen. Als Diplomtheologe konnte ich das 50 Jahre in den Pfarreien beobachten. Natürlich gibt es auch schwarze Schafe, aber das ist eine Minderheit. Vorbereitungsgespräche für Taufen, Eheschließungen, Beerdigungen und deren Durchführung – Gottesdienst- und Predigtvorbereitungen, Jugend- und Ministrantenarbeit, Altenseelsorge, Beichtstuhl (wieder mehr gefragt) und vielfach Gespräche mit Leuten, die außerhalb der Sprechstunde von einem Priester Rat erwarten. Den Bürokratismus nennen wir gar nicht, nicht zu vergessen die regelmäßigen Konferenzen in den zugeordneten Pfarreien.

Dies ist übrigens auch ein Grund für den Zölibat, denn ein Priester, wie in diesem Bericht angedeutet, der in Zukunft seinen Lebensunterhalt durch eine Berufstätigkeit und die Seelsorge nebenbei bestreiten soll, wäre für beide Seiten nicht zumutbar. Die Gemeinde, die Familie und das Vertrauen, das der Priester nach wie vor besitzt, würden großen Schaden erleiden. Ein Seelsorger hat eben andere Arbeitsfelder wie ein Handwerker. Immer wieder tut sich in diesem Bericht die Frage auf: „Was würde geschehen, wenn Seelsorge ohne geweihten Priester entsteht, zum Beispiel die Versorgung der Gläubigen mit den Sakramenten.“

Gefreut hat mich die Aussage des Regens a. D. Michael Niehus, dass er in seinem Impulsreferat ein klares Bekenntnis zur priesterlichen Seelsorge ablegte, dass Getaufte füreinander Seelsorger und sie selbst für die Vertiefung ihres Glaubens verantwortlich sind. Die Meinung von Herrn Bischof Michael Gerber kann ich nur unterstützen, dass der Auftrag der Kirche in der Welt auch die Personen freundschaftlich einschließen soll, die kein Interesse an der Kirche zeigen, um mit Herzensbildung zu versuchen, sie in die kirchliche Gemeinschaft zurückzuholen. Der Aussage von Herrn Niehus, dass ein flächendeckender Rückgang von Priestern auf Weltkirchenebene stattfindet, widerspricht die Tatsache, dass es in Afrika und Asien viele Anmeldungen für ein Priesterseminar gibt und man nicht alle Alumnien aufnehmen kann. Ein Sonnenstrahl, leider nicht bei uns Wohlstandsmenschen.

Die Kreise, die die katholische Kirche hassen und ihr christliches Erbe verleugnen, suchen der Kirche eine Doppelmoral zu unterstellen. Vielleicht sollten die meisten unserer deutschen Bischöfe ihre engsten Mitarbeiter wieder öfter in die Arme nehmen und für ihre Arbeit belobigen. Und die Ordinariate sollten nicht fast täglich neue Verordnungen und Vorgaben für die Durchführung der Seelsorge herausbringen. Danken wir doch Gott für unsere Priester und bitten wir ihn, dass er wieder mehr Mitarbeiter in seinen Weinberg schiekt, und schätzen wir sie wieder mehr und malen wir nicht immer ein Untergangsszenarium an die Wand. Das letzte Wort hat Gott, der seine Kirche nicht im Stich lässt!

Walter Madl, Dipl.-Theol., 80799 München

Zu Paderborns neuem Erzbischof**Rom ignoriert seine synodalen Voten**

Zur Vorstellung von Erzbischof Udo Markus Bentz (DT vom 14. März): Peter Winemöller erwähnt, dass der neue Erzbischof von Paderborn beim Synodalen Weg einer der Moderatoren der Synodalversammlungen gewesen sei. Dem wäre noch hinzuzufügen, dass der frühere Mainzer Weihbischof den Handlungstexten „Grundordnung des kirchlichen Dienstes“, „Lehramtliche Neubewertung von Homosexualität“, „Segensfeiern für Paare, die sich lieben“ und „Umgang mit geschlechtlicher Vielfalt“ zugestimmt hat. Offensichtlich ist der sich in diesen Texten

manifestierende Widerspruch zu zentralen Elementen der biblischen Schöpfungsordnung, des christlichen Menschenbildes sowie der katholischen Sexual- und Ehemoral nicht einmal mehr ein Hinderungsgrund für die Bestellung eines Diözesanbischofs. Das lässt den Schluss zu, dass Rom dem Synodalen Weg in Deutschland keineswegs so ablehnend gegenübersteht, wie es gutwillige Katholiken bisher angenommen haben.

Christoph Blath, 56203 Höhr-Grenzhausen

Zu Putins „heiligem“ Ukraine-Krieg I**Tricks aus der Kiste des Satans**

Der „Westen“ ist bestimmt nicht „heilig“, nicht ohne „Makel“; siehe die Abtreibungsfrage, die Asylproblematik, siehe die missratenen Kriege in Vietnam, Irak, Afghanistan. Aber jene Form von „Heiligkeit“, die durch die Aggression in der Ukraine behauptet wird, hätte ich nicht gerne als Vorbild in der Welt. Die Muslime in aller Welt werden mit offenem Mund bestaunen, was „Christen“ nicht nur sagen, sondern auch tun.

Die russische orthodoxe Kirche hat soeben in Moskau einen zweitägigen Weltvolksrat abgehalten (DT vom 4. April) und ein Dokument verabschiedet, in dem allen Ernstes geschrieben ist:

„...verteidigt das russische Volk mit den Waffen in der Hand sein Leben, seine Freiheit, seine Staatlichkeit, seine zivilisatorische, religiöse, nationale und kulturelle Identität sowie das Recht, auf seinem eigenen Land innerhalb der Grenzen des vereinigten russischen Staates zu leben. Aus spiritueller und moralischer Sicht ist die spezielle Militäroperation ein Heiliger Krieg, in dem Russland und sein Volk bei der Verteidigung des einheitlichen geistigen Raums des Heiligen Russlands die Mission des ‚Heilands‘ erfüllen und die Welt vor dem Ansturm des Globalismus und dem Sieg des Westens, der dem Satanismus verfallen ist, schützen.“

Man kann angesichts solcher Lügen und Heuchelei aus dem Munde von religiösen Menschen (püf!) einfach nur erschüttert sein. Das ist einfach nur abgrundtief, apokalyptisch, abscheulich. Papst Franziskus muss dabei spießig werden. Wer denn wohl sein Leben, seine Staatlichkeit und seine [...] Identität und sein Recht, auf seinem eigenen Land [...] zu leben, verteidigen muss? Wer verwechselt hier Angreifer und Verteidiger? Wer macht sich hier zum Opfer, obwohl er der Täter ist? Es sind immer wieder dieselben Tricks aus der Kiste des – ja – Satans.

Hubert Kauker, 45481 Mülheim an der Ruhr

Zu Putins „heiligem“ Ukraine-Krieg II**Jedes Wort, jedes Gebet ist eine Lüge**

Zum Leserbrief „Auch Putin ist ein Mensch und kein Dämon“ (DT vom 28. März) mit brennender Sorge – das heißt Widerspruch – am Tag der Gräueltaten von Butscha: Auf dem Hintergrund und in Kenntnis der deutschen furchtbaren und leidvollen Geschichte sollte, hier und anderswo, niemand über die existenziell bedrohte Ukraine hinweg einem Pakt mit Putin das Wort reden. Putin interpretiert das Böse nur außerhalb seiner selbst, aber nicht seine eigene innere tiefe Boshaftigkeit. Nach Markus 7,15-23 sagt Jesus: Nichts, was von außen in den Menschen hineinkommt, kann ihn unrein machen, sondern was aus dem Menschen herauskommt, das macht ihn unrein. Ja, Putin ist ein Mensch, insofern kann er sich zwischen Gut und Böse entscheiden. Putin entscheidet sich aber kategorisch und immer nur für das Böse. Er ist ein Dämon. Jedes Wort und jeder Satz, der aus seinem Munde kommt ist Lüge. Selbst ein öffentlich zur Schau getragenes Gebet vor einer Ikone.

Meine Mutter wurde im Alter von 18 Jahren, im Jahre 1939, nach dem historisch gut belegten, deutsch-russischen Pakt, der besonders die Ukraine zu einem Spielball der beiden Mächte machte, mit allen Bewohnern aus einem südkrainischen Dorf mit ihrer ganzen Familie über Nacht, von russischen Schergen, vom eigenen Hof vertrieben. Zwei ihrer jüngeren Schwestern wurden verschleppt, sie hat nie wieder etwas von ihnen gehört. Das Dorf wurde dem Erdboden gleichgemacht, die Kirche und das Gemeindehaus wurden niedergebrannt, alle darin aufbewahrten Dokumente über die Identität der Menschen verbrannt. Geschichte wiederholt sich und derzeit müssen wir uns ernsthaft Sorge wegen der russischen Aggression gegen ein friedliebendes Volk machen. **Bernd W. (Der Autor ist im kirchlichen Dienst und muss sich schützen. Name und Adresse sind der Redaktion bekannt.)**

HINWEIS

Leserbriefe sind keine redaktionellen Meinungsäußerungen. Kürzungen behalten wir uns vor. Wir lesen alle Zuschriften aufmerksam, bitten aber um Verständnis, dass wir keine Auskunft darüber geben können, warum einzelne Leserbriefe nicht veröffentlicht wurden. Wir freuen uns über Ihre Zuschriften: leserbrief@die-tagespost.de.

DIE REDAKTION

Die Tagespost

Katholische Wochenzeitung für Politik, Gesellschaft und Kultur
Vormals Deutsche Tagespost
Katholische Zeitung für Deutschland.
1948 begründet von Johann Wilhelm Naumann

Herausgeber:
Johann-Wilhelm-Naumann-Stiftung, vertreten durch
Dr. Norbert Neuhaus, Bernhard Müller,
Clemens Neck, Christoph Konopka

Chefredakteur: Guido Horst
Geschäftsführerin: Barbara Sollfrank

Redaktion:
Stefan Ahrens (Im Gespräch, Feuilleton, Medien),
Stephan Baier (Außenpolitik, Büro Österreich, EU-/
Südosteuropa-Korrespondent), Regina Einig (Kirche
aktuell, Religiöse Literatur), Franziska Harter (Familie,
Reise), Guido Horst (Büro Rom/Vatikan-Korrespondent,
Theologie & Geschichte, Literatur, Chef vom
Dienst), Maximilian Lutz (Chef vom Dienst Online-
Redaktion), Dr. Sebastian Moll (Kultur), Jakob Ranke
(Aus aller Welt), Stefan Rehder (Korrespondent für
Bio-Ethik, Glaube & Wissen), Sebastian Sasse (Politik,
Medien, Wirtschaft)

Erscheinungsweise: donnerstags

Monatlicher Abonnementpreis einschließlich gesetzlicher Mehrwertsteuer bei Inlandslieferung: EUR 17,20 einschließlich der Kosten für Postzustellung. Abonnements sind zum letzten Tag eines Kalendermonats kündbar, sofern uns die Kündigung bis zum 10ten des laufenden Monats zugeht. Maßgeblich ist der Zugang beim Verlag. Änderungen des Bezugspreises werden im Monat vor dem Inkrafttreten in der Zeitung angekündigt. Sie gelten für alle laufenden Abonnements. Bei Nichterscheinen der Zeitung infolge höherer Gewalt besteht kein Entschädigungsanspruch. Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 3 vom 1. Januar 2024. – Die Tagespost unterzieht sich der laufenden Auflagenkontrolle durch die IVW. Für unverlangt eingesandte redaktionelle Beiträge wird eine Gewähr nicht übernommen. Rücksendungen erfolgen in jedem Fall nur, wenn Rückporto beiliegt.

Druck: Main-Post GmbH

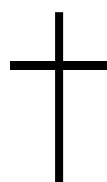
Johann Wilhelm Naumann Verlag GmbH,
Berner Straße 2, D-97084 Würzburg
Telefon: Zentrale 0931 / 30863-0,
Buchhaltung 30863-25,
Vertrieb 30863-32 - Fax 30863-33
(vom Ausland aus: 0049 vorwählen)
E-Mail: info@die-tagespost.de
LIGA Bank, IBAN: DE5075090300003010201,
BIC: GENODEF1M05

Internet: www.die-tagespost.de
www.die-tagespost.at

Johann-Wilhelm-Naumann-Stiftung
Berner Straße 2, D-97084 Würzburg
LIGA Bank, IBAN: DE5375090300003010244,
BIC: GENODEF1M05

BEILAGENHINWEIS

Die Gesamtauflage enthält eine Beilage von Renovabis, von Jesuiten Weltweit und von Walbusch.



*Bis ans Ende der Zeiten versammelst du dir ein Volk,
damit deinem Namen das reine Opfer dargebracht werde
vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang.*

(3. Eucharistisches Hochgebet)

In großem Vertrauen auf Gott gab

Prof. Dr. Gerhard Lohfink

* 29. August 1934 † 2. April 2024

sein Leben in die Hand des Schöpfers und Erlösers zurück.

Sein Wirken als katholischer Theologe und Priester war geprägt von tiefer, nüchternen Frömmigkeit, großer Lauterkeit und der Liebe zur Heiligen Schrift. 1986 schloss er sich der Katholischen Integrierten Gemeinde an, um zu leben, was er als Wissenschaftler erkannt hatte. In unzähligen Vorträgen und Büchern hat er glaubende und suchende Menschen erreicht und sie auf der Höhe der modernen Bibelwissenschaft und in gewandter Sprache teilhaben lassen an den Erkenntnissen und Erfahrungen, die er selbst im Volk Gottes aus Israel und der Kirche gemacht hat. Als verlässlicher Freund und kluger Seelsorger wurde er vielen ein Helfer.

Für sein Leben und Wirken danken wir dem Herrn:

Prof. Dr. Norbert Lohfink, SJ
mit allen Angehörigen

Gerd und Carmelita Block

Prof. Dr. Johannes und Kristina Hamel

Rev. Dr. Linda M. Maloney, Prof. Dr. Marius Reiser

Prof. Dr. Peter Stuhlmacher, Prof. Dr. Achim Buckenmaier

– für viele weitere Freunde und Weggefährten

Die Beerdigung findet statt am 12.04.2024 um 10:30 Uhr auf dem Waldfriedhof Neuer Teil in München, das Requiem am 13.04.2024 um 11:00 Uhr in St. Ulrich in Söcking.